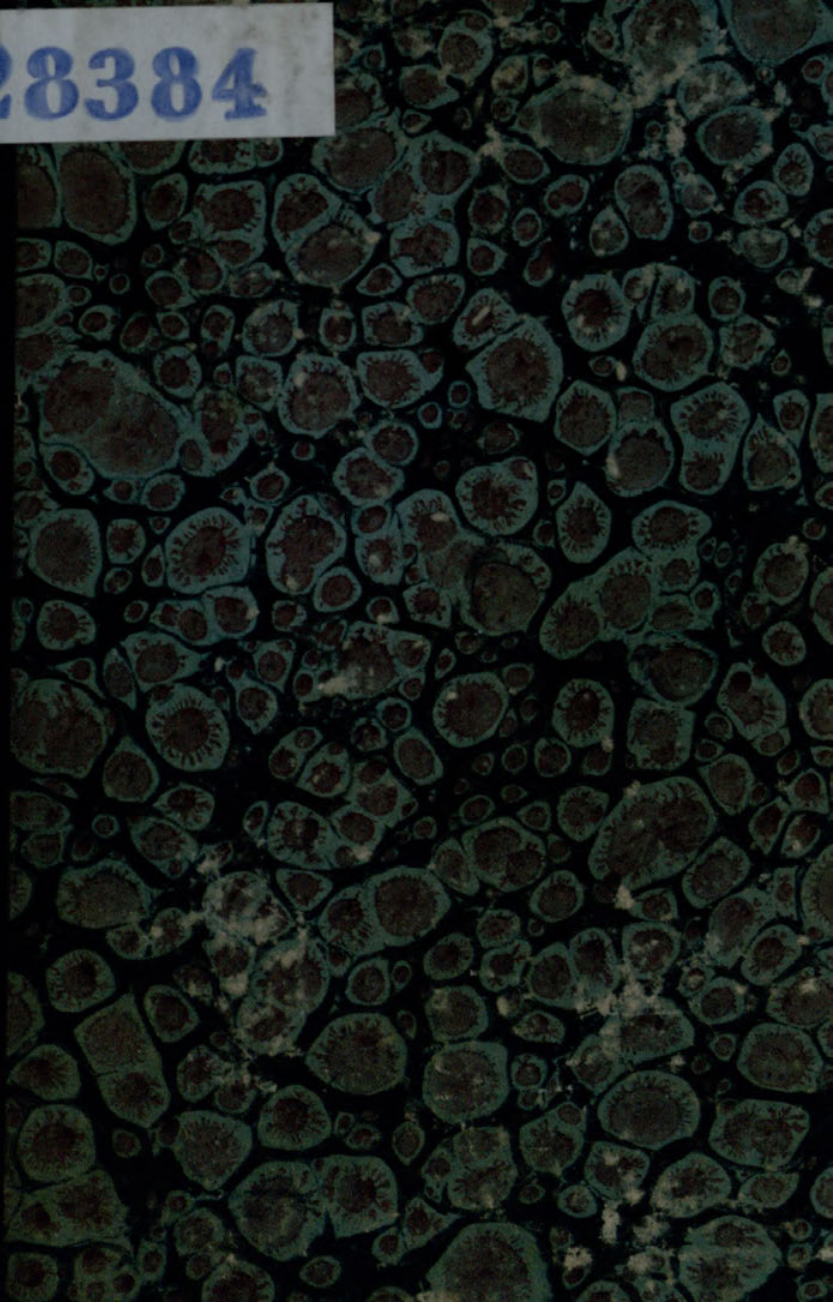


28384



476



A. H. Payne sc.

Landing d'abord de l'Engl. King Anstalt.

J. H. Sander del.

HILGOLAND.

Wanderungen

an der

Nord- und Ostsee.



Bon

Ernst Willkomm.

Mit 30 Stahlstichen.

Leipzig,

C. A. Haendel's Verlag.

1850.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5153801

Let: pochowanie



28384

NH-49 522 / TMK
NH-47 521
NH-47 520

Wanderung
an
der Nordsee.

Von
Ernst Willkomm.

Mit 15 Stahlstichen.

Leipzig,
C. A. Haendel's Verlag.

ЗБИРНИК
Категорически
Класификацион

V o r w o r t.

Im Herbst vorigen Jahres forderte mich der Herr Verleger auf, eine neue Bearbeitung des vor Kurzem vergriffenen Werkes „Die Nord- und Ostsee“ besorgen zu wollen. Ich ging auf das Anerbieten gern ein, da ich einen großen Theil der zu schildernden Gegenden und Orte theils früher, theils im Frühjahr und Sommer 1849 nach allen Seiten hin bereist hatte. Die Eindrücke waren noch frisch, Land und Volk mir wohl bekannt. Ich hatte Manches gesehen und erfahren, was erst die Neuzeit geboren, und dies meinen Schilderungen einzuverleiben, soweit der eng begrenzte Raum es zuließ, schien mir nöthig zu sein. In einer romantischen Schilderung bestimmter Länderstrecken kommt die politische Lage zwar nicht in Frage; dennoch konnte und durfte ich dieselbe nicht ganz übersehen, da die letzten beiden Jahre Altes gestürzt, Neues begründet, nichts aber befestigt hatten. Hier und da ward durch diese erst im Werden begriffenen Zustände die Darstellung schwierig und Manches, was früher als bestimmt vorhanden, als festgesetzt hingestellt werden konnte, mußte als eben noch in der Schwebelage befindlich bezeichnet werden. In so fern diese Schilderungen auch in gewisser Beziehung als Reisehandbuch zu betrachten sein sollen, leiden sie dadurch hin und wieder an Unvollständigkeit, ein Fehler, welcher der Zeit mehr als dem Verfasser zur Last fällt.

Die frühere Bearbeitung dieses Theiles des „malerischen und romantischen Deutschlands“ berührt Schleswig-Holstein und die so interessante Inselgruppe der Westsee nur oberflächlich, während die Ostseeküsten dieser urdeutschen Länder ganz übergangen wurden. Ich glaubte aber gerade diese Länderstrecken mit in den Kreis meiner kurzen Schilderungen ziehen zu müssen, da die Geschichte der letzten beiden Jahre dieselben Deutschland nähergerückt haben und der in diesem äußersten Thule lebende Volksstamm von allen Deutschen der deutscheste ist. Aus diesem Grunde führe ich den Wanderer bis an die Marken, wo die deutsche Sprache dem nordschleswig-jütischen Kauderwälsch, dem Rabendänischen weicht. Darum halte ich mich etwas länger auf bei den letzten Erdschollen einer untergegangenen Welt, den Halligen und, bei den friesischen Inseln, in deren kräftigen Bewohnern noch ganz der starre Unabhängig-

keitsſinn fortlebt, der ihre Vorfahren beſeelte und die Geſchichte dieſes ſeeſahrenden, kühnen Germanenſtammes als einen Jahrhundert lang fortgeſetzten Kampf mit den eroberungsluſtigen Dänen bezeichnet.

Obwohl mir der größere Theil der Küſtenländer, welche in Nachſtehendem geſchildert werden, aus eigener Anſchauung bekannt war, konnte ich doch nicht aller Hilfsmittel entbehren. Leider floſſen mir die Quellen ziemlich ſparſam, auch war manche nur mit Mühe entdeckte nicht ganz zuverlässig, weſhalb ſich denn hie und da ein Irrthum eingeschlichen haben kann, welchen der Leſer nachſichtig entſchuldigen wird. Unter den vorzugsweiſe benutzten Büchern nenne ich über Hamburg, Bremen u. außer der früheren Schilderung von Theodor von Kobbe den „Wegweiſer durch Bremen“ und verſchiedene Beſchreibungen Hamburgs. Broysens „Beſchreibung der Inſel Sylt“, ſowie die vortrefflichen Darſtellungen und in die kleinſten Details eingehenden Bemerkungen des kenntniſtreichen Lehrers Hanſen in Reitum, enthalten in dem „Schleſwig-Holſteinischen Volkskalender“ (1846—1850), waren mir von vielfachem Nutzen. Für die Dtiſeküſten von der Flensburger Bucht bis zum Lübiſchen Fahrwaſſer gab mir das „Taſchenbuch für Reiſende in den Herzogthümern Schleſwig-Holſtein und Lauenburg“ brauchbares Material. Lübeck, das in der früheren Bearbeitung nur kurz erwähnt iſt, habe ich mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt, weil ſich an dieſe alte und intereſſante Stadt Erinnerungen knüpfen, auf welche das deutſche Volk ſtolz zu ſein Urſache hat. Chroniken und Beſchreibungen aus neuerer Zeit waren hier, wo eigene Kenntniß mir abging, leicht herbeizuschaffen, nur iſt die Fülle des Gebotenen zu groß, um in ſo engem Rahmen ſich zu einem überſichtlichen und völlig erſchöpfenden Bilde zuſammendrängen zu laſſen. Die Reiſehandbücher von Reichardt, Berghaus u., ältere und neuere Beſchreibungen der Städte Stralsund, Danzig, Elbing, Königsberg u., einige Beſchreibungen von der Inſel Rügen habe ich in Bezug auf ſtatistiſche und hiſtoriſche Angaben bei Schilderung der nördlichen Dtiſeküſten als Fingerzeige benutzt, ohne mich in eigener freier Bewegung dadurch behindern zu laſſen.

Sollte es mir gelungen ſein, durch dieſe Darſtellung das Augenmerk Reiſeluſtiger auf die in vieler Hinſicht höchſt intereſſanten Küſtenländer der beiden deutſchen Meere, der Nord- und Dtiſee, lenken zu können, ſo wäre erreicht, was damit bezweckt werden ſoll.

Lübeck, im Mai 1850.

Erſt Willkomm.

Inhalt.

	Seite
Bremen. Mit Abbildung.....	1
Bremerhaven. Mit Abbildung.....	7
Wangeroge. Mit Abbildung.....	14
Norderney. Mit 2 Abbildungen.....	18
Helgoland. Mit 3 Abbildungen.....	22
Die Halligen.....	44
Föhr. Mit Abbildung von Wyck.....	48
Sylt.....	55
Die Marschen.....	65
Die Außendeiche, Neuwerk und Cuxhaven. Mit Abbildung von Neuwerk und Cuxhaven.....	68
Glückstadt und Altona. Mit Abbildung von Altona.....	72
Hamburg. Mit 3 Abbildungen.....	75

Inhalt

1	Einleitung
1	Erste Abtheilung. Die Naturgeschichte
14	Zweite Abtheilung. Die Kunstgeschichte
18	Dritte Abtheilung. Die Literaturgeschichte
20	Viertes Buch. Die Geschichte der Wissenschaften
24	Fünftes Buch. Die Geschichte der Künste
28	Sechstes Buch. Die Geschichte der Literatur
32	Siebentes Buch. Die Geschichte der Philosophie
36	Achtes Buch. Die Geschichte der Theologie
40	Nunächstes Buch. Die Geschichte der Politik
44	Zehntes Buch. Die Geschichte der Rechtswissenschaften
48	Elftes Buch. Die Geschichte der Medizin
52	Zwölftes Buch. Die Geschichte der Naturwissenschaften

B r e m e n .

(Mit Abbildung.)

Zwei majestätische Straßen führen aus Innerdeutschland nach dem unermesslichen Lummelplage aller Nationen der Erde, dem tiefen Wasserbassin der Nordsee, die gewaltigen Ströme Elbe und Weser. Reisende, die nicht Geschäfte, sondern nur Lust am Reisen, das Bedürfnis, Länder, Völker und Meere kennen zu lernen, zu den Küsten Norddeutschlands zieht, dürften zweckmäßig verfahren, wenn sie dem Weserstrom als Wegweiser folgten. Gleichviel, ob sie aus dem romantischen, sagenreichen Hessen, durch die malerische und historisch berühmte porta westphalica die fruchtbaren Niederungen des schiffbaren Stromes betreten, oder auf Eisenbahnen durch die Heiden Hannovers dem nordischen Meere sich nähern; immer wird die alte, ehrwürdige, berühmte freie Hansestadt Bremen zuerst ihre Aufmerksamkeit fesseln und zu einigen Rasttagen einladen.

Bremen gehört zu den ältesten Städten Niedersachsens. Um welche Zeit die ersten Niederlassungen daselbst stattgefunden haben, ist mit historischer Gewißheit nicht anzugeben. Alterthumsforscher vermuthen, die Stadt könne schon zur Zeit des Geographen Ptolemäus existirt haben, der unter den vier- undneunzig germanischen Städten eine Namens Phabiranum erwähnt, was Sprachkenner von den Worten „Fahr“ und „Bramen“ (in Niedersachsen ein „Fährschiff“) ableiten wollen. Gewiß ist, daß Karl der Große 788 den Ort bewohnt fand, als er ein Hochstift daselbst anlegen wollte. Damals wird auch der Ort in alten Urkunden bereits „Bremou“ genannt.

Sein erstes Aufblühen verdankt Bremen der Herrschaft des Krummstabes. Zwar veranlaßte die Herrschaft der Bischöfe, die in Bremen ein Erzbisthum zugleich mit Hamburg gründeten, in den ersten Zeiten heftige und lang dauernde Streitigkeiten, allein Bremen ging im Jahre 1223 siegreich aus denselben hervor. Es ward Sitz der Prälaten, blieb Erzbistum und besaß zwei Kathedralen und zwei Capitel. Hamburg stellte bei der jedesmaligen Wahl drei Domherren. Kaiser Otto I. ging sogar auf die Forderung des Erzbischofs ein und rief den bisher zu Bremen residirenden kaiserlichen Potestaten ab, wodurch die bischöfliche Macht wesentlich an Ansehen gewann.

Einer der tüchtigsten Bischöfe Bremens, dem die Stadt Glanz, Macht und Aufschwung wesentlich verdankt, war Erzbischof Adalbert (1043). Adalbert war ein milder, freundlicher, leutseliger Priester, der die Freuden der Welt nicht verachtete und durch herablassendes Wesen, Freigebigkeit und Brachtliebe Fremde aller Nationen nach Bremen lockte. Dadurch entstand in der aufblühenden Stadt lebhafter Verkehr, Handel und Wandel aller Art. Der Ruf Bremens erscholl in ferne Länder, besonders in die nördlichen Gegenden. Von Island und Grönland, sogar von den Orkaden kamen Abgesandte nach Bremen und baten den menschenfreundlichen Bischof um Männer, welche die Lehren des Christenthums in dem fernen Norden ausbreiten und befestigen sollten. Adalbert herrschte völlig unumschränkt, war gewissermaßen der Papsf Niedersachsens und nannte Bremen im Gefühl seiner Macht, die Niemandem, weder Grafen noch Fürsten irgend ein besonderes Recht zugestand, „parvula Roma“ (Klein-Rom).

Dieses vorwiegende geistliche Regiment konnte nicht ohne bedeutenden Einfluß auf Bildung und Sinnesart der Bremer bleiben. Kirchlicher Sinn ward frühzeitig vorherrschend, und als unter den Hohenstaufen die Züge in's heilige Land begannen, um Jerusalem der Herrschaft des Halbmondes zu entreißen, theiligten sich Bremer lebhaft an diesen Kreuzzügen. Bremer waren es ferner, die vereint mit Lübeckern den Grund zum späteren deutschen Ritterorden legten, indem sie während der Belagerung von Akkon ein Zelt aus Segeltuch aufschlugen und unter dem Schutze desselben Kranke verpflegten. Ein frommer Bremer Bürger, Otto von Karpen, ward zweiter Ordensmeister. Selbst das Wappen Bremens, der bischöfliche Schlüssel, gab schon damals Zeugniß von dem Ansehen der geistlichen Macht und verpflanzte sich selbst in den äußersten deutschen Norden, nach Riga, das Bremer Kaufleuten im Jahre 1158 seine Entstehung verdankte.

Bremen hatte Jahrhunderte lang eine Menge Kämpfe zu bestehen theils mit innern, theils mit auswärtigen Feinden. Eine der bedeutendsten Fehden früher Zeit war der sogenannte Hedinger Kreuzzug unter Erzbischof Gerhard. Veranlassung zu diesem gab der Uebermuth der Geistlichen, welche die seit dem 12. Jahrhundert ihrer Botmäßigkeit unterworfenen Friesen so lange reizten, bis diese sich empörten. Der Kampf dauerte vier Jahre und endigte mit Unterdrückung des Volkes.

Im Jahre 1284 ward Bremen Mitglied des Hansabundes, nachdem es sich im vorhergehenden Jahre von dem oldenburger Grafen völlig unabhängig gemacht hatte. Dennoch wuchs es um diese Zeit nicht an Macht und Einfluß. Innere Unruhen und besonders das Auftreten des Seeräubers Holmann, eines Bremers von Geburt, sowie eigenmächtig mit Flandern eingegangene Handelsunternehmungen brachten es in Mißcredit und hatten 1361 die Ausstoßung der Stadt aus der Hanse zur Folge. Später ward es jedoch wieder zu Gnaden angenommen.



J. H. Sander del.

Leipzig d. Engl. Blockad. Anstalt

A. H. Payne sculp

HERMANN

Mehrere Jahrzehnte hindurch hatte die Stadt viel zu leiden durch Streitigkeiten im Innern und durch auswärtige Fehden, doch ging sie aus all diesen Trübsalen zuletzt als Siegerin hervor. Am wichtigsten in diesem Zeitraume waren die blutige Fehde mit den Friesen und die grausame Hinrichtung des Bürgermeisters W a s m e r, welche die Verhängung der kaiserlichen Acht und Aberacht über Bremen zur Folge hatte. Die Wiederaufhebung derselben kostete der Stadt bedeutende Geldopfer.

Im Jahre 1433 erhielt Bremen durch Vermittelung des Erzbischofs und der benachbarten Fürsten und Städte in der sogenannten „neuen Eintracht“ sein im Ganzen bis zu dieser Stunde noch giltiges Staatsgrundgesetz. Die Reformation, welcher Bremen 1522 beitrug, gab abermals Anlaß zu einer Menge Fehden, die Grausamkeiten aller Art zur Folge hatten und ihr ein zweites Mal die kaiserliche Acht eintrugen. Später, um das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, begannen theologische Streitigkeiten die Ruhe Bremens wieder zu stören, die nicht ohne starke politische Färbung blieben. Die Zwinglianer siegten über die Lutheraner und erwirkten das Schließen des Domes, der denn auch volle 77 Jahre für jedes Menschen Fuß unzugänglich blieb. Bremens letztem Bischofe, einem Sohne des dänischen Königs Christian IV., gelang es erst, das Gotteshaus wieder öffnen zu lassen und den lutherischen Gottesdienst darin wieder einzuführen.

Reichsstadt ward Bremen ziemlich spät, obwohl es schon 1640 zum Reichstage berufen wurde. Zuerkennung der Reichsfreiheit erlangte sie erst 1731. Während des französischen Krieges unter Napoleon behielt sie zwar scheinbar ihre Selbstständigkeit, bildete aber in Wahrheit einen Theil des Departements der Wesermündungen. Die Schlacht bei Leipzig hob dies unnatürliche Verhältniß wieder auf und der Wiener Congreß machte sie als freie Stadt zu einem Theile des neu errichteten deutschen Bundes.

Die Revolutionsstürme des Jahres 1848 gingen auch an Bremen nicht spurlos vorüber, doch kam es innerhalb seiner Mauern zu keinem offenen Kampfe. Die an sich schon auf demokratischer Basis ruhende Verfassung ward mehrfach modificirt, ohne sie in ihren Grundfesten zu erschüttern. Noch heutigen Tages liegt die gesetzgebende Macht in der Gesamtheit der Bürgerschaft, dem sogenannten „Bürgerconvent“, der aus Senat und Bürgerschaft besteht.

Bremen ist größtentheils von Protestanten bewohnt; Katholiken giebt es wenige, Juden innerhalb der Stadt gar keine. Ihnen ist der Ort H a s t e d t vor dem Ostertthore als Wohnort angewiesen. Zum Bremer Gebiet gehören noch die Flecken W e g e s a c k und B r e m e r h a v e n, die jeder für sich ein eignes Amt bilden. Die zu Bremen gehörenden Dörfer stehen unter der Verwaltung zweier Senatoren, welche als solche „Landherren“ heißen.

Die W e s e r, hier schon ein bedeutender Strom, theilt Bremen in zwei ungleiche Hälften, von welcher die größere, am rechten Ufer liegende die A l t s t a d t, die kleinere am linken Ufer die N e u s t a d t heißt. Beide Stadttheile

werden durch eine große und kleine Brücke verbunden, da von der östlichen Seite her eine Landzunge, „der Theerhof“, die Weser in zwei Arme spaltet, in die große und die kleine Weser. Außer dieser Brücke giebt es zur Bequemlichkeit der Einwohner und Erleichterung der Communication zwischen beiden Stadttheilen noch mehrere Fähren.

Keine Stadt Niedersachsens hat wohl so viel von Ueberschwemmungen zu leiden, wie Bremen. Fast jedes Frühjahr, wenn die Eisddecke des Stromes bricht und Regengüsse und rasch schmelzende Schneemassen im Innern Deutschlands von allen Seiten dem Strombette starke Wassermassen zuführen, übersteigt die Weser ihre Ufer und verwandelt meilenweit das reich bebauete Land in einen unabsehbaren See. Gefellen sich, was häufig der Fall ist, zu diesem Uebelstande noch heftiger Nordwestwind oder gar Springsluth, so wird die Ueberschwemmung überaus gefahrvoll; sie verursacht dann Deichbrüche, welche alles Land weit und breit unter Wasser setzen und verwüsten. In früheren Jahren waren die Ueberschwemmungen der Weser zwar eben so häufig, aber minder gefährlich. Erst durch Verengerung des Strombettes Behufs der Schifffahrt und durch die an der Oberweser sehr vervollkommeneten Bewässerungsanstalten soll dieser bedrohliche Uebelstand herbeigeführt worden sein.

Bremen hat über 8000 Häuser und gegenwärtig eine Einwohnerzahl von mindestens 50,000 Seelen. Ihre Ausdehnung beträgt auf der rechten Seite der Weser 6600 Fuß, auf der linken 5700 Fuß, ihre größte Breite beläuft sich auf 4200 Fuß. Bis zum März 1848 hatte sie zugleich mit Frankfurt, Hamburg und Lübeck die 17. Stelle beim Bundestage und eine eigene Stimme im Plenum. Wie dies in Zukunft sein wird, weiß gegenwärtig Niemand vorauszusagen. Ihr Contingent gehört oder gehörte zur zweiten Division des zehnten Armeecorps. Die Offiziere desselben erhalten ihre militärische Bildung auf der oldenburger Militärschule.

Ungeachtet der vielfachen Verschönerungen, die manches Alterthümliche in der Stadt verwischt haben, ist Bremen doch noch reich an ausgezeichneten Baudenkmalern der Vorzeit. Zu ihnen gehören vor Allem der Dom und das Rathhaus. Die Domkirche, ursprünglich von dem heiligen Willihad um 788 gegründet und aus Holz aufgebaut, ward durch seinen Nachfolger Willerich abgebrochen und aus Stein neu aufgeführt. Im 11. Jahrhundert brannte sie ab und wurde darauf in ihrer jetzigen Gestalt von dem bereits erwähnten berühmten Erzbischof Adalbert gebaut. Dem eigentlichen Plane nach sollte sie zwei Thürme erhalten, doch ward dieser Plan aufgegeben. Ihr jetziger einziger Thurm war ehemals bedeutend höher, ein Blitzstrahl aber zerstörte die Spitze, an deren Stelle die gegenwärtige, um ein Beträchtliches niedrigere Kuppel gesetzt wurde. Der Dom zeichnet sich nicht, wie andere mittelalterliche Gebäude dieser Art, durch reiche Ornamente und Verzierungen aus, er ist vielmehr höchst einfach, macht aber gerade durch diese Einfachheit einen gewaltigen Eindruck. Unter der Kirche, deren Inneres arm an Kunst-

schätzen von Werth ist, befindet sich eine Gruft „der Bleikeller“, so genannt, weil man in derselben das Blei goss und verarbeitete, das zum Thurmbau gebraucht ward. Diese Gruft besitzt die eigenthümliche Eigenschaft, daß in sie gebrachte Leichname nicht verwesen, sondern wie Mumien vertrocknen. Man zeigt Leichname, die weit über 200 Jahre alt und deren Gesichtszüge doch noch ganz deutlich zu erkennen sind. Die übrigen Kirchen Bremens sind als Bauwerke von keiner Bedeutung.

Unfern des Domes auf dem geräumigen Plage ist ein blauer Stein mit einem Kreuze in das Pflaster eingefügt, der wohl für eine Merkwürdigkeit Bremens gelten kann, da er den Ort bezeichnet, wo am 21. April 1831 die entmenschte Giftmischerin Gesche Margarethe Gottfried, geb. Timm, hingerichtet wurde.

Eins der interessantesten Gebäude Bremens ist das Rathhaus, im edelsten gothischen Style aufgeführt, berühmt durch die weiten, hochgewölbten Hallen seines Weinkellers, welche den früh verstorbenen schwäbischen Dichter Wilhelm Hauff zu seinen humoristischen „Phantasten im Bremer Rathskeller“ begeisterten. Der älteste Wein dieses Kellers, auf einem Fasse in der „Rose“ lagernd, so genannt, weil an der Decke des Gewölbes sich das Gemälde einer Rose befindet, rührt aus dem Jahre 1624 her und zwar von Rüdeshcim. Um die Rose läuft folgende lateinische Inschrift:

„Cur Rosa flos Veneris Bacchi depingitur antro?
Causa, quod absque mero frigeat ipsa Venus.“

Etwa zu deutsch:

„Warum doch pranget in Bacchus Gemach die Rose der Venus?
Weil auch die Liebe oft friert, perlt nicht im Glase der Wein.“

Verkauft wird dieser Wein nicht, nur Kranke und Schwache werden auf Befehl des Senates damit erquickt. Dagegen kann jeder Fremde nach eingeholter Erlaubniß vom Bürgermeister einen alle Nerven mit warmem Lebensfeuer durchströmenden Trunk erhalten aus den Fässern der nicht viel jüngeren „zwölf Apostel“. Judas Ischarioth, obwohl ein anerkannter Schurke, ist im Bremer Rathskeller doch der empfehlenswertheste sämmtlicher Apostel. Sein Wein ist tabellos; wer von Natur Anlage hat zum Weissagen oder zu der glücklichen Gabe, in fremden Zungen zu sprechen, der wird nach dem Genuße des Judas-Ischariothweines jedenfalls diese Gabe in höherem Grade an sich spüren.

Das große Zimmer, wo sich gewöhnlich allerlei Volk zusammenfindet, besitzt die Eigenthümlichkeit, die auch manches andere Gemach neuer und alter Baukunst auszeichnet, daß, wenn Jemand in der einen Ecke leise spricht, der ihm gegenüber Sitzende in der andern Ecke die Worte deutlich versteht, während andere in der Mitte der Wölbung Befindliche nicht den leisesten Laut vernehmen. Gewöhnlich sammeln sich kleine Gesellschaften in den abgeschlossenen Räumen (Bridken), wo es sich auch ganz besonders traulich plaudern und poculiren läßt.

Gegenüber dem Rathhause steht der Schütting, ein ansehnliches, in altholländischem Styl aufgeführtes Gebäude, welches den Aelterleuten (Repräsentanten der Kaufmannschaft) als Versammlungshaus dient.

Kein Besucher Bremens sollte es unterlassen, die mächtige Statue des steinernen Roland zu betrachten, die an der Westseite des Rathhauses auf dem Markte sich erhebt. Ursprünglich war diese 18 Fuß 5 Zoll hohe Statue reich mit Gold verziert und bunt angestrichen, erst seit Ende des vorigen Jahrhunderts trägt sie die passendere graue Steinfarbe. Auf dem Mantel des Roland sind noch die Figuren eines Löwen und eines Hundes zu entdecken, die sich um ein Stück Fleisch streiten. Der plattdeutsche Reim:

„een jeden dat syne“

läßt sich nur mit Mühe entziffern. Die Figur des Roland, vielleicht die schönste aller in Norddeutschland noch vorhandenen, hält in der Rechten ein Schwert, in der Linken ein mit dem kaiserlichen Wappen verziertes Schild und darauf die Verse:

„Vryheit do ik nu openbar,
De Garel umn manning Vorst vorwahr
Deser Stadt gegeben hat,
Des danket Gode is min rath.“

In der Tracht dieser Rolandsstatue sind alle Gerechtsame versinnbildlicht, welche der Stadt durch dieselbe verliehen wurden. Der lang herabwallende Mantel bezeichnet das friedensrichterliche Gewand, in den Handschuhen erkennt man die gegebene Marktgerechtigkeit, das Schwert bedeutet, daß die Stadt eigene Criminalgerichtsbarkeit besitzen sollte. Wer noch daran zweifeln wollte, den würde die zu Füßen der Statue liegende Figur eines enthaupteten Missethätters eines Besseren belehren.

Vor Errichtung dieses steinernen Roland, dessen entblößtes Haupt seine Achtung vor dem Kaiser andeutet, besaß Bremen einen hölzernen Roland. Man nimmt an, daß derselbe unter Kaiser Konrad II. etwa um 1035 errichtet worden sein mag als Zeichen des Königsbannes und der Marktfreiheit. Später, zu des Seeräubers Hollmann Zeit, verbrannte man diese Statue in der Meinung, mit Vernichtung derselben würde auch die Stadt ihrer Freiheiten verlustig gehen. Diese Meinung findet noch heute bei manchem Bremer Kinde Glauben, sowie die Annahme, es liege in den Räumen des Rathskellers ein kleiner hölzerner Roland gleichsam als Schuttgott der alten Freiheiten verborgen. Die gegenwärtige Statue ist über 400 Jahre alt und kostete bei ihrer Errichtung 170 Bremer Mark (600 Thlr. Gold). Zu ihren Füßen verbrannte das Volk nach Vertreibung der Franzosen die kaiserlichen Adler, um zu zeigen, daß es nunmehr den vollen Genuß seiner alt verbrieften Rechte und Freiheiten wieder erlangt habe.

Schon im Mittelalter war Bremens Handel bedeutend, ungleich wichtiger aber ist er in neuer und neuester Zeit geworden, wozu wohl auch die Eisen-

Bahn, welche nach Hannover führt, viel beitragen mag. Bremens Verbindungen erstrecken sich fast nach allen Weltgegenden hin. Am lebhaftesten verkehrt es außer mit Innerdeutschland vorzüglich mit Nord- und Südamerika, mit England, Frankreich, Rußland, Schweden und den Ostseeländern. Großen Einfluß hat es sich neuerdings durch die freilich noch immer nicht sehr geordnete Auswanderung Deutscher in die Vereinigten Staaten von Nordamerika erworben, so wie in allerneuester Zeit durch die Bestrebungen, dem deutschen Vaterlande eine Flotte zu schaffen. Der Name Dackwitz, so heftig er auch von vielen Seiten wegen dieser Flottenangelegenheit angefochten worden ist, wird doch für ewige Zeiten einen guten Klang behalten im Vaterlande und dereinst unter den berühmtesten Namen der Männer glänzen, die Bremen hervorgebracht hat, zu denen z. B. der berühmte Astronom Olbers, der Geschichtsforscher Heeren und Andere zu rechnen sind.

Bremens Handel ist noch fortwährend im Steigen begriffen, besonders der Tabakshandel. Bremer Cigarren sind weltbekannt und in Deutschland ein Artikel, dessen Consumo enorme Summen abwerfen muß. Vor Errichtung des preussischen Zollverbandes ward auch das Weingeschäft in Bremen großartig betrieben, was gegenwärtig nicht mehr der Fall ist. Dagegen vermehrt sich die Mhederei mit jedem Jahre, was allein schon ein sicheres Zeichen der wachsenden Handelsthätigkeit Bremens abgiebt. Bremen besitzt gegenwärtig jedenfalls an 220 eigene große Seeschiffe, darunter Grönlandsfahrer und Südseewalfischfänger. Die Zahl der einlaufenden Seeschiffe, die freilich nicht bis nach Bremen heraufkommen können, sondern in Bremerhaven anlegen müssen, beläuft sich jährlich auf wenigstens 1200.

Gute Gasthöfe sind „der Lindenhof“, „Stadt Frankfurt“, „hannöversches Haus“ und „weiße Traube“.

Bremerhaven.

(Mit Abbildung.)

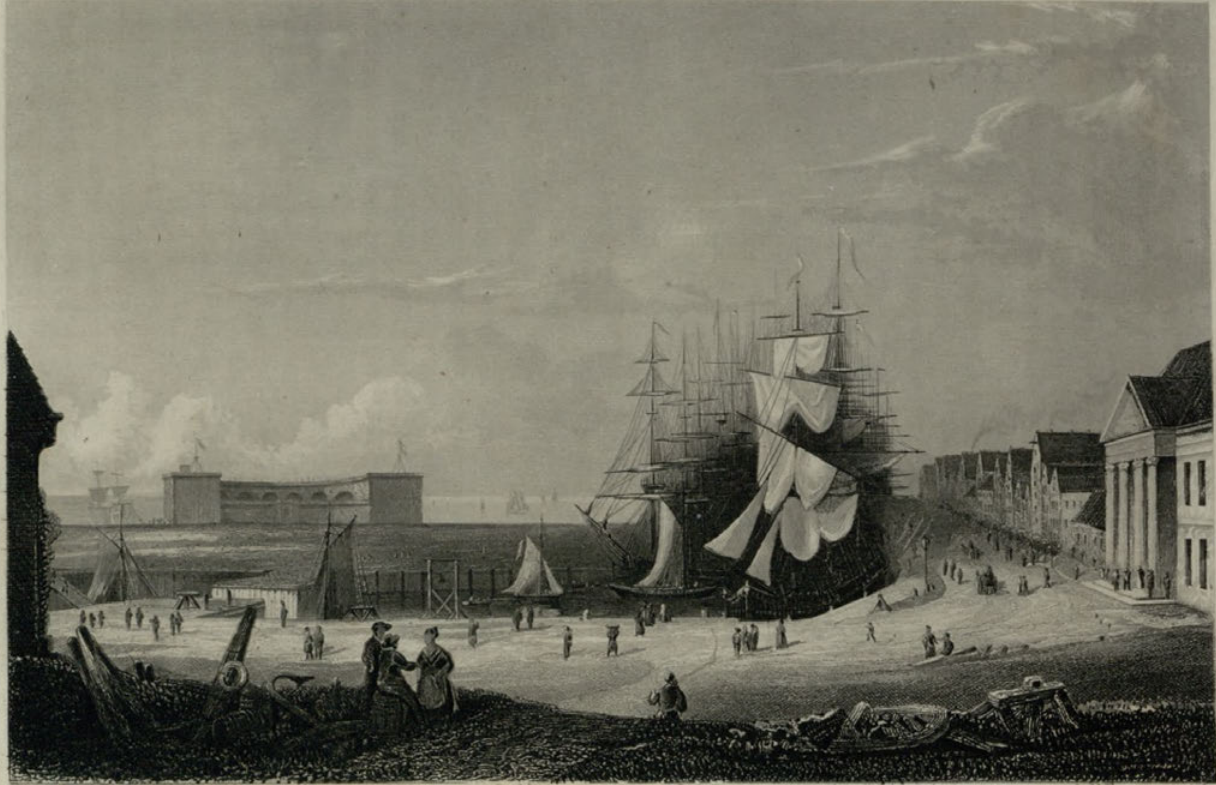
Wer einige Tage in Bremen gelebt hat, sollte nicht veräumen, wenn nicht weiter, doch mindestens bis Bremerhaven auf Dampfboot oder Segelschiff den Strom hinabzugleiten. Es dürfte wohl nur wenige Reisende geben, die nicht mächtig dazu angeregt würden durch das allen Seestädten eigenthümliche, eben so fremdartige als verlockende Leben in der Nähe des Hafens. Ist auch Bremen im strengeren Sinne des Wortes keine Seestadt zu nennen, so besitzt doch der lebhafteste Verkehr am Strande Reiz genug für Bewohner des Binnen-

landes, um den Wunsch in ihnen rege zu machen, wirkliches Seemannstreiben und namentlich Seeschiffe in unmittelbarer Nähe zu betrachten. Für Solche nun ist Bremerhaven ein Ort, wie es wenig ähnliche giebt. Der breite, tiefe Strom, wenn schon nicht zu vergleichen mit der überaus majestätischen Elbe, beschäftigt das Auge, erweitert das Herz, führt dem Geiste mannigfachen Stoff zum Nachdenken zu. Der Ort selbst ist belebt, der Verkehr großartig, das Leben gut und ungenirt, und das Kommen und Gehen der großen Schiffe erfährt mit immer neuem Zauber den gefühlvollen Menschen.

Bremerhaven gehörte früher der Krone Hannover und ist erst im Jahre 1827 an die freie Stadt Bremen abgetreten worden. Von dieser Zeit an datirt der Aufschwung des Ortes, wie seine für den Welthandel der alten unternehmenden Hansestadt nicht hoch genug anzuschlagende Bedeutung.

Die wichtige Lage des Ortes so nahe der Mündung des Stromes in die Nordsee sahen schon früher Lebende ein, denn die Schweden legten bereits 1673 in dieser Gegend eine Art Festung an, welche den Namen Karlsburg oder Karlsstadt führte. Man hoffte, es werde damit auch der Grundstein zu einer größeren Handelsstadt gelegt sein, weshalb auch König Karl IX. Jedem, der sich daselbst niederlassen würde, nicht unbedeutende Vorrechte zusicherte. Die Zeiten waren jedoch der damaligen Ansiedelung nicht günstig. Einbrechende Feinde belagerten den kaum entstandenen Ort, und weil es an hinreichender Besatzung und Lebensmitteln, namentlich an Salz und Holz fehlte, so fiel Karlsburg in die Hände der Belagerer. Ueberhaupt war die Festung nicht nach den Regeln der Kriegskunst gebaut. Bei längerer Belagerung würde sie Mangel an süßem Wasser gelitten haben. Deshalb ward sie bald nach jener Einnahme gänzlich zerstört und das daraus gewonnene Baumaterial zur Errichtung der Schule und des Gerichtshauses zu Lehe verwendet. Eine einzige Schanze nur blieb und erhielt sich bis zur großen Ueberschwemmung 1717, welche auch ihr den Untergang brachte.

Es mußte im Interesse Bremens liegen, nahe der Wesermündung ein eigenes Territorium am Strome selbst zu besitzen, das sich zur Anlage eines Hafens und Stapelplatzes eignete. Besonders lebhaft ward dieser Wunsch in der Bremer Kaufmannschaft, als nach der Befreiung Amerika's von der englischen Herrschaft der Handel Bremens sich fast ausschließlich dem neu aufblühenden Freistaate jenseits des atlantischen Meeres zuwandte. Diese transatlantische Richtung, die bis auf diese Stunde dieselbe geblieben und dadurch maßgebend geworden ist für Bremens Handelspolitik, machte den Besitz eines eigenen großen und sicheren Hafens für Seeschiffe ganz unerlässlich, wenn Bremen nicht an Gewicht und Einfluß als mitgebietende norddeutsche Handelsstadt unermesslich verlieren sollte. Kam einer der größeren Nachbarstaaten, Oldenburg oder Hannover, auf den Gedanken, eine Handelsstadt unterhalb Bremens zu gründen, so mußte die alte Hansestadt dadurch ruinirt werden, da



THE MERCHANTS

A. H. Payne sculp.

sie nicht die Vortheile Hamburgs genoß, das am Ausfluß der Elbe sein Cuxhaven besitzt und das außerdem die meisten seiner Schiffe mit der Fluth in den eigenen Hafen heraufsegeln sieht. Die leichtere und alljährlich mehr versandende Weser, die nur flachen Fahrzeugen bis zur Stadt Bremen heraufzukommen gestattet, forderte gebieterisch den Erwerb eines vortheilhaft gelegenen Strichs Landes unsern der See.

Diese wichtigen Gründe bewogen Senat und Bürgerschaft Bremens das gegenwärtige Gebiet und Amt Bremerhaven von Hannover, das dazu bereitwillig die Hand bot, zu erwerben. Das Gebiet ist nicht eben sehr groß, da es nur 357 Morgen 3 Quadratruthen und 29 Quadratsfuß Calenberger Maß beträgt. Die Stadt Bremen zahlte für diesen Landstrich an die Krone Hannover 77,200 Thlr. 40% Grote Gold. Durch diesen Kauf erwarb es sich das Recht der Gesetzgebung, Besteuerung, der Justiz und Verwaltung, wogegen Hannover das Hoheitsrecht in Bremerhaven sich vorbehielt, was ihm gestattet, Rekruten auszuheben und den Ort militärisch zu besetzen. Bremen konnte auf diese Bedingungen um so eher eingehen, als seine eigene Macht zu gering sein würde, um Bremerhaven in kriegerischen Zeiten selbst zu vertheidigen. Diese Verpflichtung fällt Hannover anheim. Zu diesem Behufe befindet sich da, wo die See sich in die Weser ergießt, eine hannöversche Batterie auf dem Fort Wilhelm. Die Kanonen dieses Forts bestreichen die ganze Weser und würden feindlichen Schiffen jede Annäherung unmöglich machen. Das Fort besitzt 14 Casematten, in welchen 14 Geschütze aufgestellt werden können. Auf Kriegsfuß bemannt, kann es eine Besatzung von 200 Mann beherbergen. Der einzige Uebelstand liegt darin, daß es an einem Brunnen fehlt.

Der Bau des neuen Hafens, welcher einen außerordentlichen Aufwand von Menschenkräften erforderte, wurde unter Leitung des in derartigen Geschäften erfahrenen Bauraths von Nonzelen, eines geborenen Holländers, mit solcher Energie betrieben, daß er schon nach drei Jahren beendet ward. Es waren bei demselben des moorigen, ungemein wasserreichen Bodens wegen nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden, die man indeß alle glücklich zu beseitigen wußte. Am meisten Arbeit verursachte die Anlegung der Schleuße, sowie des Außenhafens, welcher in einer Länge von nahe an 3000 Fuß durch das Watt gegraben werden mußte. Der weichen Schlickmassen wegen, aus denen dieses Watt, wie fast alles an den Nordseeküsten angeschwemmte Land, besteht, verschlang eine unglaubliche Menge Faschinen, die dem zu erbauenden Erd-damme als Grund dienten. Das großartigste und unbedingt schönste Bauwerk an der ganzen Nordseeküste ist jedenfalls die steinerne Böschung, welche die anschwellenden Fluthen der Weser bricht. Sie besteht aus den herrlichsten behauenen Granit- und Sandsteinquadern, die durch Cement eisenfest an einander gesügt sind. Als eine besondere Merkwürdigkeit und zugleich als sinnreiche Erfindung des genannten Baumeisters sei erwähnt, daß innerhalb der Schleuße, in deren

Kammer zwei bis drei der größten Schiffe liegen können, Fächertüren *) angebracht sind, um durch dieselben der Verschlemmung durch Anschlicken vorzubeugen.

Bremerhaven, das gleich nach der Anlage schnell aufblühte, ist gegenwärtig ein sehr lebhafter, freundlicher, von einer Unzahl Fremder besuchter Ort. In allerneuester Zeit, d. h. seit Ausbruch des dänischen Krieges hat es eine historische Bedeutung erlangt. Deutschland, dem man so lange Jahre erfolglos vorgepredigt hatte, daß es unerläßlich sei, sich eine Kriegsmarine zu schaffen, sah mit Beginn dieses Krieges urplötzlich ein, daß Diejenigen, deren Stimmen und Mahnungen man bis dahin verhöhnt hatte, doch nicht ganz Unrecht gehabt hätten. Das alte Sprichwort: „Noth lehrt beten“ machte sich recht fühlbar geltend, und da der dänische Krieg, welcher die sofortige Blokade aller deutschen Häfen zur Folge hatte, Niemanden härter traf, als die handeltreibenden, an ein faules Friedensleben gewöhnten Seestädte, so begriffen ihre Bewohner auch am schnellsten die Nothwendigkeit, für Kriegsschiffe zu sorgen. Konnte man sich ja nicht einmal der elendesten Kanonenböte erwehren, wenn es den Dänen in den Sinn kam, damit eine Landung zu versuchen! Es fehlte eben an Allem. Was keine Nation von Kraft und Mark zu unterlassen pflegt, die Anlegung von Strandbatterien an leicht angreifbaren Uferstellen, das hatten die Bewohner der deutschen Seeküsten gründlich vernachlässigt.

Die Noth, wie gesagt, zwang jezt die guten Leute Hand an's Werk zu legen. Der Ruf nach Beschaffung einer deutschen Flotte ging durch ganz Deutschland. Man sammelte mit Eifer dafür. Jung und Alt, Mann und Weib griff in die Sparbüchse und holte alte Münzen, goldenes und silbernes Geschmeide hervor, um mittelst der blinkenden Schätze Kriegsschiffe auszurüsten. Was mit diesem Streben erzielt ward, kann hier nicht weiter besprochen werden. Ich will nur erwähnen, daß der Bremer Senator Duckwitz von dem Reichsverweser zum Marineminister ernannt ward, und daß dieser erste deutsche Marineminister Sorge trug theils für Erbauung, theils für Ankauf zum Seekrieg tauglicher Fahrzeuge. Die Weser, ganz besonders Bremerhaven und das nahe gelegene Brake sah die in Eile ausgerüstete deutsche Flottille und wird, wie es jezt scheint, die meisten deutschen Kriegsschiffe, Segel- und Dampfschiffe, während der Dauer des Winters in seinem wohl beschützten und gut vertheidigten Hasen beherbergen. Auf diese Weise ist Bremerhaven, wenn auch nur vorläufig, interimistisch deutscher Kriegshafen geworden.

Zu den sehenswerthen öffentlichen Gebäuden des blühenden Ortes gehört namentlich das am Duai gelegene Bremerhaus, das zugleich Dienstwohnung des Amtmannes und Hafenmeisters ist. In nicht gar langer Zeit wird die Blicke des Fremden höchst wahrscheinlich ein anderes Gebäude auf sich

*) Fächertüren nennt man zweiflüglige, an einer Drehsäule befestigte Thüren, bei denen der eine Flügel genau so viel länger ist, daß er bei gleichem Wasserdruck den kürzeren gegen das mit bedeutendem Gefälle durchströmende Wasser schützen kann.

ziehen, mit dessen Gründung man gegenwärtig umgeht. Es ist dies das „Auswandererhaus“, bestimmt, um Auswanderern ein Unterkommen zu gewähren, wenn deren Zahl sich ungewöhnlich anhäuft. Diese jedenfalls sehr bald in's Leben tretende Anstalt ist von höchster Wichtigkeit, da die Zahl der Auswanderer sich jährlich mehrt und allem Anscheine nach noch bedeutend wachsen wird in Folge der politischen Wirren, die Tausende ihrem Vaterlande entführen werden. Der Zug der deutschen Auswanderer aber geht vorzugsweise über Bremen, da sich in dieser Stadt gleichsam Compagnien gebildet haben, die für tüchtige Segelschiffe und alles dem Auswanderer Nöthige Sorge tragen. Kommen dabei trotzdem noch vielfache Betrügereien vor, so besitzt Bremen doch im Allgemeinen den Ruf prompter und gewissenhafter Bedienung.

Die Häuser Bremerhavens, schmuck und reinlich von Aussehen, sind meistens klein und bestehen gewöhnlich nur aus einem Erdgeschoß. Da es leider des sumpfigen Bodens wegen an gutem Trinkwasser fehlt, so besitzen die meisten eine steinerne Cisterne, um das Regenwasser darin zu fangen und aufzubewahren.

Bremerhaven liegt ungefähr 5 deutsche Meilen von der Nordsee entfernt, unter $53^{\circ} 23'$ nördlicher Breite und $26^{\circ} 15'$ östlicher Länge nach dem Meridian von Ferro. Gegen 100 Seeschiffe haben Raum im Binnenhafen, welcher des Nachts, durch eine Menge Laternen erleuchtet, einen herrlichen Anblick darbietet.

Wer Bremerhaven zum ersten Male erblickt, den überrascht der Ort durch die ihm ganz allein eigenthümliche Färbung. Nicht europäisch, wenigstens nicht deutsch, sondern amerikanisch, wie über Nacht aus dem Sumpf emporgewachsen, sieht er aus. Die Umgebung ist, mit alleiniger Ausnahme des von Schiffen belebten Stromes, nichts weniger als reizend oder gar romantisch, und dennoch besitzt er eigenthümliche Reize, die selbst ein poetisches Gemüth fesseln, die zu romantischen Schilderungen Anlaß geben können. Diese Reize bestehen in dem Leben, das in Bremerhaven mit dem Beginn der Auswanderung jedes Frühjahr von Neuem beginnt, und das bunt, mannigfaltig, belehrend und ergreifend genug ist, um Gegenstand wahrheitsgetreuer Schilderungen zu werden. Solche Schilderungen entwarf ein schon längst verstorbener Schriftsteller Bremens. Sie sind so wahr und gelungen, daß wir Einiges daraus mittheilen, um dadurch wo möglich Reisende auf den interessanten Punkt aufmerkamer zu machen. —

Auf die Ruhe des Winters, wo es einige Monate bei Stockung der Schifffahrt — der Seele des Ganzen — eintönig dahin geht, folgt im grellsten Contraste mit kaum beginnendem Vorfrühling in steigendem Maße der lebendigste, vielseitigste Verkehr. Dann eröffnet sich bald wieder die kaum geschlossene Schifffahrt, und wo früher Alles stille Ruhe athmete, beginnt plötzlich ein rüstiges Arbeiten, Rennen und Jagen, Silen und Hasten, Wagen und Gewinnen, Wogen und Treiben Tag und Nacht; darein erschallt aus hundert Keh-

len der taktmäßige Gesang beschäftigter Matrosen. Sie sehnen sich hinaus in ihr Element und puzen ihr schwimmendes Ross, wie zum Jagen das seine ein munterer Reiter. Alles ist nun lebendig geworden und wir glauben, ein ungeheures Uhrwerk vor uns zu haben mit tausend inneren und äusseren Bewegungen, aufgezogen durch irgend einen unsichtbaren Meister.

Bald mischt sich in das geschäftige Treiben die Ankunft zahlloser Auswanderer, Leute aus den verschiedensten Gegenden, schon nach dem Ausdruck ihrer verbrannten Physiognomien, voll alter Schmerzen und neuer Hoffnungen in den Gesichtern. Männer und Weiber, Kinder und Greise, alte, hinfällige Armütter und Säuglinge, Fremdlinge jeden Alters und Geschlechtes durchziehen schaarenweise unsere Straßen, oder sie liegen zu Haufen auf den Schiffen im Hafen. Sie scheinen den letzten Eindruck des deutschen Vaterlandes in langen Zügen einschlürfen zu wollen, um lange daran zu zehren, denn auf immer wollen sie es verlassen. Durch Zufall zusammengeführt, fremd einander bisher, verbindet das gleiche Loos der Auswanderung sie Alle zu einer großen Familie. Welche Bilder treten uns da vor die Augen! Hier ein Jüngling wie zu den Zeiten der Minnesänger mit der Cithar auf offner Straße rücksichtslos, weil Niemand ihn kennt, um ein Mädchen seiner Wahl werbend, welches schon vor Beginn der Weltfahrt er zur Gefährtin gewinnen möchte; bald mit ihr zusammengeführt, weil die Gemeinsamkeit ihres Schicksals auch diesen Bund vermittelt. Dort eine Gruppe: Vater mit Söhnen und Enkeln. Im Antlitz des Alten der Schmerz eines verlorenen Lebens; ihn trägt und hält nur noch der Ausdruck des frischen Lebensmuthes und der Hoffnung seines Sohnes; sein Labfal ist die Unbefangtheit kindlicher Freude und Unschuld im Blicke der Enkel. Alte Mütterchen mit thränenschwerem Auge, häuslich sorgsam ohne Haus, pflegsam ohne bleibende Stätte, Vögeln ähnlich, denen Vuben das Nest zerstörten. Armes Volk! größtentheils einem Triebe folgend, den es selbst nicht kennt. Armes Volk mit Hoffnungen, deren Erfüllung vielleicht weiter und weiter von ihnen weicht, je näher ihrem Ziele das schwankende Schiff sie trägt!

Da rollen blitzende Equipagen heran, Alles läuft und gafft: es sind die Rhetor aus unserer Mutterstadt. Sie erwarten die Heimkehr ihrer besügelten Schiffe in halber Frist wie sonst. Hier und dort richtet sich ein Fernrohr: wer erkennt im weiten Ocean helle Punkte? Ein alter Schiffer steht da, schneeweissen Haares, aber mit dem Auge des Falken eine Wette ausbietend, er erkenne die „Clementine“. Keiner gewahrt einen Punkt am Horizonte; die Menge lacht ihn aus, Andere schütteln das Haupt. Es vergehen einige Minuten und man sieht den Hafenmeister dem Alten beifällig die Hand reichen. Noch eine Weile und mehrere Stimmen ertönen: „Ein Schiff segelt an!“ Nun dauert's nicht lange und der ganze Trupp des versammelten Seevolks ruft wie aus einer Kehle: „Ein Schiff, ein Schiff!“ Bei dem Fernrohre erschallt's: „Die Clementine!“ — Auf einmal heißt's, noch andere Schiffe seien im Ansegeln;

man erkennt nun auch den „Theodor Körner“, die „Meta“, den „Gustav“ und den „Pfeil“, der sie alle überholt. Fünf Schiffe, kaum der Vollendung ihrer Hinreise nahe gewähnt, kehren gesegnet heim zum sichern Hafen. O Leben und Jubel die Fülle! — Unterdeß ist von der Mutterstadt das Dampfschiff Bremen angekommen. Hunderte entsteigen ihm in schmucke Böte. Alles stürzt dahin, die Ankömmlinge zu mustern. Rheder und vornehme Auswanderer sind darunter.

Es ist Abend geworden. Man hat ferne Fahrzeuge erblickt, aber keins kam näher. Nun deckt Finsterniß den Strom, das Meer. Bald erhebt sich ein Sturm, vielleicht droht ein Orkan. Leuchten fliegen den Hafen entlang, ein Lootsenkutter muß hinaus in die Nacht. Dort sieht man Leute geschäftig, ihr Schiff zu rüsten, eilig, doch mit der Ruhe des Todes im Antlitz. Es sind die Männer, die nie eines Sarges bedürfen, denn von Geschlecht zu Geschlecht sterben sie im Meer; und das wissen sie.

Anderere Scenen erscheinen, wenn der Morgen graut. Der Wind ist günstig geworden und der „Copernikus“ will die Anker lichten. Seine Passagiere, des langen Harrens ungeduldig, stehen erwartungsvoll auf dem Verdeck. Sie müssen hinunter, weil sie die Zurüstung der Segel hindern. Aber eine Mutter am Ufer ruft noch nach ihrem Sohne, ihn zu umarmen. — Das Schiff ist nun glücklich aus dem Hafen geholt, es gelangt weiter, die Segel schwellen sich, hundert Tücher entflattern dort in den Lüften, noch einmal den Abschiedsgruß zu winken. Da stehn sie am Lande truppweise; sie erwidern den Gruß mit ihren Tüchern; Thränen entstürzen ihren Augen. Weiter und weiter geht das Schiff; ihm folgen vom Lande nur noch stumme Blicke, stille Wünsche. Die Umstehenden verlieren sich. Doch ein Einzelner ist bis zuletzt geblieben; schweigend geht nun auch er seines Weges, einsames, stilles Feld suchend.

Von jenem Schiffe dort, es ist die „Elise“, die Brächtige, dem Hafen schon glücklich entkommen, hört man wildes Geschrei. Es lag auf der Rhede, des günstigen Windes gewärtig, als ein Boot sich ihm nahte, Polizeiofficanten ihm zuführend. Das Signalement eines Steckbriefes in der Hand, mustern sie auf dem Deck die Auswanderer. Ein Mann, allbeliebt in ungeahnter Verstärkung bei den Gefährten zur Reise, wird erkannt, den Armen der Gattin und Kinder entrisen und als politischer Vergehen Beschuldigter einsam zurückgeführt im Boote.

In alle jene Bilder, die sich in stets veränderten Zügen unserm Blicke darbieten, mischen sich die charakteristischen Nationalitäten, welche aus den Schiffsmannschaften der verschiedensten und entferntesten Länder uns entgegen treten. Russen, Engländer, Franzosen, Schweden, Spanier, Amerikaner, Holländer, Neapolitaner, Dänen, Belgier und aus gemeinsamem deutschem Vaterlande Hamburger, Lübecker, Preußen, Oesterreicher, Oldenburger, Hannoveraner, Mecklenburger und Bremer — Alle trotz der Gleichheit ihres Seelebens von verschiedener Eigenthümlichkeit, vollenden ein Gemälde, welches

gleichartig vielleicht nirgends sonst noch einmal gefunden wird. — Denn ganz anders bilden sich die Büge, wo dieselben Elemente, wie die obigen, in einer Stadt etwa wie Hamburg zusammentreffen. — So eine Weltstadt, großartig in Allem, läßt in ihrem Gewühle von Hunderttausenden das Frappante jener kleinen Scenen mehr verschwinden gleich einzelnen Diamanten im Schmucke einer Kaiserkrone. — Aber Bremerhaven, an sich beschränkt und einfach, faßt und hält diese bunten Erscheinungen zusammen, wie der leichte Goldreif die wunderbaren Reflexe eines à jour gefaßten Edelsteines.

Wangeroge.

(Mit Abbildung.)

Die ostfriesischen Küsten sind umgürtet von einer Menge kleiner, mehr langer als breiter Inseln, die meistens eine bis zwei Stunden vom Festlande entfernt liegen. Sie sind flach, wie das Küstenland selbst, reich an fruchtbarem Weideland, weshalb sie sich ganz vorzüglich zur Viehzucht eignen, leider aber auch den vernichtenden Sturmfluthen des Meeres, wie alles Land an den Mündungen der Weser, Elbe, Jahde und Eider, ununterbrochen ausgesetzt.

Vor zweitausend Jahren hingen diese Inseln noch mit dem Festlande zusammen und bildeten das alte Wangerland, dessen Name sich noch erhalten hat in der Insel Wangeroge. Die Endungen „Oge“ und „Ey“, die mehrere dieser Inseln tragen, sind gleichbedeutend und nur verschiedene altfriesische Bezeichnungen für das hochdeutsche Wort „Auge“. Augen des Meeres pflegten die alten Friesen poetisch die Inseln zu nennen, eine Benennung, die Jeder bezeichnend finden wird, der diese oblongen Erdbrocken umstrubelt sieht vom Silber Schaum der Brandung, beglänzt vom goldenen Licht der Junifonne.

Wangeroge, seit längerer Zeit den Bewohnern des Binnenlandes als vielbesuchtes Seebad bekannt, ist gegenwärtig eine schmale, kaum eine halbe Viertelstunde breite, dagegen über eine Stunde lange Insel, mit einem Orte, den 3 bis 400 Menschen bewohnen, die größtentheils von Fischfang und Schifffahrt leben. Diese Insulaner sind, wie alle Bewohner der Nordseeinseln, friesischen Stammes, unterscheiden sich aber in Sprache und Sitte vielfach sowohl von den Bewohnern der Nachbarlande, wie von der stammverwandten Bevölkerung des nahen Küstenlandes.

In früheren Jahrhunderten diente Wangeroge den Seeräubern der nordischen Gewässer zum Schlupfwinkel. Noch im vierzehnten Jahrhunderte hauste



J.H. Sander del.

A.H. Payne sculp.

WANGERØGE.

hier der wilde, unternehmende Seekönig Gdo Wiemken, der manchen kühnen Zug gegen die Holländer unternahm und die erbeuteten Schätze in den beiden Kirchen unterbrachte, die Wangeroge damals noch besaß. Später überfielen die erbitterten Holländer die Insel und nahmen für die Raubzüge Wiemkens grausame Rache an den Bewohnern des Eilandes. Alle Männer wurden getödtet, Frauen, Mädchen und Kinder in die Gefangenschaft geschleppt, Kirchen und Dörfer verbrannt und der Erde gleichgemacht.

Obwohl sich die Insel in nicht gar langer Zeit von diesen Verwüstungen erholte, konnte sie doch nicht zu dauerndem Wohlstande gelangen. Das Schwert der racheschnaubenden Holländer war nicht ihr fürchtbarster Feind, ungleich härter stürmten die wüthenden Elemente auf sie ein. Wiederholte Sturmfluthen zerrissen die schützenden Sanddünen, überströmten das Land, vernichteten die blühenden Felder und begruben erst das Kirchdorf Oldenoge im Norden, bald auch jenes im Westen der Insel in den salzigen Wogen. Die Einwohner flüchteten nach dem Südosten der um Vieles kleiner gewordenen Insel und bauten sich hier im Schutz neu entstandener Dünen abermals an.

Nach dieser argen Verwüstung erbaute zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts Graf Johann von Oldenburg einen über 200 Fuß hohen Thurm mit einer hohen Mittel- und zwei Seitenspitzen. Die Mittelspitze vertrat die Stelle eines Leuchthturms, indem allnächtlich eine mit Rüböl gefüllte Lampe darauf angezündet ward, deren glänzender Lichtschimmer durch 48 Fenster weit in's Meer hinaus sichtbar war. Gegenwärtig besitzt Wangeroge einen eigenen Leuchthurm mit einem sogenannten „Drehfeuer“. Es besteht dasselbe in einem Lampenlichte, das in bestimmten Zwischenräumen bald verschwindet, bald wieder sichtbar wird, eine Einrichtung die man deshalb getroffen hat, um den Seefahrern das in diesen Küstengewässern schwere Steuern zu erleichtern, indem durch das verschwindende und wieder auftauchende Licht das Leuchfeuer Wangeroge's sich leicht unterscheiden läßt von den ununterbrochen brennenden Flammen auf Helgoland und Vorkum.

Um die Zeit der Erbauung des erwähnten Kirchthurmes, der mit seiner eigenthümlichen Construction noch heute gewissermaßen eine Zierde Wangeroge's genannt werden kann, hatte die Insel noch immer einen beträchtlichen Umfang, besaß eine Menge fruchtbarer Matten und lebte in einem gewissen Wohlstande. Erst später, etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, begannen die Fluthen das Werk ihrer fürchtbaren Zerstörung. Befördert wurde dasselbe, wie man dies auch anderwärts erfahren hat, durch den Deichbau am Festlande. Die festen, kunstreich in's Meer vorgeschobenen Erddämme, an denen die brüllenden Sturzseen machtlos abprallten, schleuderten die empörten Wogen zurück auf die ungeschützte Insel, wo sie Alles überschwemmten und zerstörten. Am meisten war der Norden und Westen diesen Uebersfluthungen ausgesetzt, was eine fast gänzliche Verarmung der Bewohner dieses Inseltheiles zur Folge hatte. Schon befürchtete man das gänzliche Verschwinden der Insel,

was die flachen Küsten mit großer Gefahr bedrohte. Da nahm sich der Fürst von Anhalt-Zerbst, dem mit dem Erwerbe der Herrschaft Zeven auch Wangeroge zugefallen war, der verlassenen, mit völligem Untergange bedrohten Insulaner an. Er verordnete die Anlage künstlicher Dünenzäune, die man später auch auf andern Nordseeinseln als zweckmäßig gegen die Zerstörungen des sandigen Bodens durch Sturm und Fluth erkannte. Diese Zäune bestehen aus belaubtem Strauchholz und ziehen sich quer gegen den zerstörenden Windstrich in gezackter Richtung durch die sandigen Vertiefungen. Um diese Zäune pflegt sich der Sand in kleinen Haufen festzusetzen, bildet erst kleine, nach und nach größere Hügel und läßt dadurch eine neue schützende Dünenkette entstehen. Besser noch zum Festhalten des ungemein feinen und deshalb wandelbaren Dünenandes eignete sich die Anpflanzung des Strandhasers (*elymus europaeus*), auf den ich später bei Beschreibung der nordfriesischen Inseln nochmals zurückkommen werde. Es ist derselbe eine Art Seegrass, das große Aehnlichkeit mit der Binse hat, wild auf dem Seesande wächst und ungeheuer lange, mit zahllosen kleinen Haken oder Dornen versehene Wurzeln hat, die es in den Sand einbohrt. Einzig und allein der Anpflanzung dieses Strandhasers und den Dünenzäunen hatten die Einwohner Wangeroge's die Erhaltung ihres Landes zu verdanken, wogegen die mit vielen Kosten erbauten Querdeiche sich als unpraktisch erwiesen. Eine einzige Sturmnacht reichte hin, dieselben so gründlich zu zerstören, daß schon am nächsten Morgen keine Spur mehr von ihnen zu entdecken war. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war fast alles fruchtbare Land vom Meere weggespült oder mit Sand überschüttet und die Einwohner einzig und allein auf den Ertrag des Meeres angewiesen.

Ohne die aufopfernde Vorsorge des Fürsten hätten die armen Wangeroger dem Glend erliegen müssen. Unaufgefordert und großmüthig schlug sich der Fürst in's Mittel, gab Denen, die es wünschten, zinsfrei die nöthigen Capitalien, um Seeschiffe zu kaufen, und verlangte häufig nicht einmal Rückzahlung. Auf solche Weise erhielt Wangeroge eine nicht unbeträchtliche Anzahl eigener Schiffe, mit denen es die nördlichen Meere befährt, die Bewohner wurden wohlhabend und gehören unstreitig mit zu den glücklichsten Insulanern in der Nordsee.

Während der französischen Weltherrschaft unter Napoleon und namentlich während der Dauer der Continentsperre gewann die Insel bedeutende Summen durch den außerordentlich starken Schmuggelhandel, welchen der schwache König Ludwig, Napoleons Bruder, heimlich begünstigte. Von 1810 an, wo die Franzosen Wangeroge ebenfalls besetzten und eine starke Batterie errichteten, welche das Meer nach allen Seiten hin beherrschte, war diese Art einträglichem Handels mit sehr großen Gefahren verbunden, unterblieb aber dennoch nicht gänzlich. Die kühnsten Schiffer Wangeroge's wußten doch von Zeit zu Zeit englische Waaren auf die Insel zu schaffen, wo man sie in dem

lockern Sande der Dünen vergrub, bis eine günstige Gelegenheit deren weiteren Transport nach dem Festlande gestattete. Als die Franzosen dies ausgekundschaflet hatten, durchgruben sie die Dünen und confiscirten eine Menge eingeschmuggelter Waaren, wodurch viele Einwohner Wangeroge's in's tiefste Glend geriethen. Die Noth hörte erst nach der Besiegung der napoleonischen Heere durch die vereinten Kräfte der Verbündeten auf, kostete aber, bevor die Franzosen abzogen, zwei Schiffern das Leben, die standrechtlich erschossen wurden, weil sie laut ihre Freude über das Unglück ihrer Quäler geäußert hatten.

Im Jahre 1819 legte der Herzog Peter Friedrich Ludwig das Seebad an. Die Badeanstalt, eine der besten, die es giebt, erwarb sich bald verdienten Ruf und hob durch zahlreichen Besuch den seit dem Abzuge der Franzosen bereits wieder gestiegenen Wohlstand der Insel. Wangeroge ist besonders wegen seines guten Badestrandes und des familienhaften Zusammenlebens sämmtlicher Badegäste beliebt, Vorzüge, die in so hohem Grade nicht alle andern Badeanstalten dieser Art besitzen.

Noch einmal ward die Insel von der Wuth der Elemente furchtbar heimgesucht bei den verheerenden Sturmfluthen des Jahres 1825. Die aufrauschenden Meereswogen brachen damals die Deiche des Festlandes, vernichteten das fruchtbarste Marschland, zerstörten Wohnungen und Viehställe, trieben die Schiffe mitten in's Land hinein, tödteten Hunderte von Menschen und durchbrachen auch von der Nordseite her den Dünenwall der Insel Wangeroge. Alles fruchtbare Land, Wiesen, Aecker und Gärten wurden dabei gänzlich vernichtet, selbst der Kirchhof zum Theil weggeschwemmt. Die ungeheure Gewalt des Sturmes war so furchtbar, daß der feste, aus Steinen erbaute Feuerturm zertrümmert wurde. Obwohl die Länge der Zeit auch diese Verwüstungen der Elemente größtentheils wieder verwischt hat, ist doch an den Ketten der Dünenhügel der Durchbruch der See noch immer deutlich zu erkennen.

Von der ehemals so umfangreichen Insel Wangeroge ist gegenwärtig nur noch eine aus niedrigen, wellenförmigen Sandhügeln, und kleinen mit blumig-grünem Teppich überzogenen Thalsenkungen bestehende Erdscholle übrig. Diese Dünenhügel sind von unbedeutender Höhe, erheben sich jedoch mehr am Ostende der Insel, so wie am Nordstrande, wo sich der höchste aller Dünenhügel befindet. Er bietet einen großartigen Blick auf die Nordsee, sowie auf die nächstliegenden Inseln. Ist das Wetter sehr klar, so entdeckt ein scharfes Auge auch die rothe Felsenkante des fernen Helgoland, sowie des Nachts das Leuchtfeuer der einsamen Meerinsel wie eine dunkel glühende Kohle über die brausenden Wogen herüberglänzt.

Für die Badegäste sind diese Dünenkuppen und Thäler das Ziel häufiger Wanderungen. Hier lagert man sich in das dürstige Grün, läßt den Blick über die Wogen in die Ferne schweifen, folgt dem Fluge der Möven und

Seeschwalben, deren silberweiße Fittige wie Lichtfunken in blauer Sommerluft aufblitzen, oder träumt sich beim tönenden Rauschen der Brandung in ferne Welttheile. Tritt dann die Ebbe ein und die zurückweichende Fluth legt stundenweit den Grund des Meeres bloß, so wird wohl auch eine Wanderung auf das Watt unternommen, die jedoch nur mit einem kundigen Führer zu empfehlen ist, da der Grund des Meeres, selbst wenn keine Woge ihn mehr bedeckt, selten seine Lücken läßt.

Zu der Mitte der dreißiger Jahre zählte Wangeroge 56 Häuser, in neuerer Zeit mögen deren wohl in Folge des starken Fremdenbesuches mehrere entstanden sein. Wangeroge, wie der Ort gleichnamig mit der Insel heißt, liegt auf dem höchsten Punkte derselben, einer Sandfläche, die nur durch künstliche Vorbereitungen gegen den zerstörenden Einfluß der Herbststürme geschützt werden kann. Das Einpflocken dichter Strohgeschlechte, sowie wiederholtes Besäen des Bodens mit Grassamen, wodurch man auch am Festlande die Seedeiche haltbarer zu machen pflegt, hat bisher die besten Dienste geleistet. Zur Bequemlichkeit der Bewohner sind durch die Sandgassen des kleinen Ortes Fußsteige von Backsteinen angelegt.

Außer dem alten und neuen Conversations- und Logirhause, die in modernem Geschmacke erbaut sind, besteht Wangeroge zum größten Theile aus Wohnungen von altfächischer Construction. Diese in ganz Nordalbingien bis auf den heutigen Tag beibehaltene Bauart hat etwas Patriarchalisches, ohne just bequem und zweckmäßig zu sein. Sie ist auf Wangeroge dadurch verschwunden, daß in den meisten alten Häusern die fast durch die ganze Länge des Hauses gehende Flur (Diele) zu Logirflüßchen ausgebaut worden ist; auch die ehemals üblichen drei Thüren, die von verschiedenen Seiten Zutritt in das Haus gestatteten, haben zweien an der Süd- und Westseite weichen müssen. Das System der drei Thüren war in so fern wohl zweckmäßig, als man immer diejenige zum Aus- und Eingehen benutzte, welche dem zur Zeit wehenden Winde nicht zugänglich war.

N o r d e r n e y.

(Mit 2 Abbildungen.)

Als Seebadeort von gleich gutem Klange ist neben Wangeroge die zum Königreich Hannover gehörende Insel Norderne y zu nennen. Bedeutend größer als Wangeroge — die Insel hat gute drei Stunden im Umfange und ist anderthalb Stunden lang — bietet sie für Fremde, die zu längerem Aufenthalte genöthigt sind, jedenfalls größere Mannigfaltigkeit dar. Dies mag wohl



W. H. CHILDS DEL. N.Y.

A. H. Payne sculp.

NEW BEDFORD, MASS.

auch der Grund sein, weshalb auf dem Festlande und namentlich in von den Seeküsten entfernt gelegenen Ländern Norderneey einen ungleich größeren Namen besitzt. Nur das pittoreske Helgoland macht ihm bei Vielen den Rang streitig, obwohl die Meisten das gemüthliche Zusammenleben auf Norderneey und die größeren Bequemlichkeiten beim Gebrauch des Seebades dem monotonen Aufenthalte auf der öden Klippe und den zwar stärkenden, aber auch sehr häufig unerquicklichen Ueberfahrten nach den helgolander Dünen gewöhnlich vorziehen.

Norderneey gleicht hinsichtlich des Bodens dem kleineren Wangeroge vollkommen. Es ist ebenfalls ein aus Seesand und sogenannter Kleierde nur wenig über die Meeresfläche emporragendes Giland. Sanddünen, die sich im Norden der Insel in vierfacher Reihe aufthürmen, bilden den größten Theil des Gilandes und vertheidigen das fruchtbare und bewohnte Land gegen die Sturmfluthen des empörten Meeres. Am westlichen Ende dieser Dünen, die eine natürliche Umwallung bilden, liegt das Dorf, umgeben von kleinen Gärtchen und fruchtbarem Land, das nur durch große Anstrengung und fortwährende Aufmerksamkeit vor Versandung geschützt werden kann. Die kleinen, weiß getünchten, sauber gepflegten, meistens mit Ziegeln gedeckten Häuser nehmen sich ganz artig aus zwischen dem spärlichen Grün der Gärtchen, in denen man einige Gemüse für den Hausbedarf erbaut. Obwohl in Straßen abgetheilt und nach Art kleiner Städte gebaut, hat der Ort doch mehr ein ländliches Aussehen, da die Häuser vereinzelt stehen und keine zusammenhängende Reihe bilden. Bäume im eigentlichen Sinne des Wortes giebt es auf Norderneey nicht. Die wenigen Pappeln, Erlen und Weiden, die man mit großer Mühe zieht, erreichen selten eine Höhe von mehr als 12 Fuß. Sturm und der ausdörrende Salzhauch des Meeres lassen eine blühende Vegetation auf diesen ungeschützten Inseln nicht aufkommen. Leser, welche Lust und Bedürfnis fühlen, sich genauer über die Beschaffenheit des Bodens dieser Inseln, über ihre Producte, ihre Flora u. s. w. zu unterrichten, sei als belehrende Lectüre die kleine interessante Schrift Dr. Adolph Leopold Richters: „Die Seebäder auf Norderneey, Wangeroge und Helgoland“ empfohlen.

Die Lage Norderneey's ist so eigenthümlich, daß die Küstenbewohner es täglich zu Fuße besuchen können. Obwohl die Insel beinahe anderthalb Meilen vom Festlande entfernt liegt, ist das Wasser doch so seicht auf dieser ganzen Strecke, daß es zur Zeit der Ebbe gänzlich abläuft und der hohe Rücken des Watt, das nicht Schlick-, sondern Sandwatt ist, einen bequemen Weg für Wagen und Menschen darbietet. Es ziehen daher auch viele Fremde diesen Weg nach der Insel dem bequemeren zu Schiffe vor. Ein Strandvogt, besonders zu diesem Behufe beridigt, ist dann für solche Fremde sicherer Führer und geleitet die Ankömmlinge von Hylgenrydersyl aus nach der Insel. Während der Fluth besorgt ein Fährschiff von Norddeich aus die Ueberfahrt.

Norderney gehört an den Küsten der Nordsee zu den ältesten Seebädern, da es in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bereits eröffnet ward. Früher kannte man überhaupt in Deutschland den Gebrauch des Seewassers als Heilmittel nicht. Erst spät und zwar von England aus verpflanzte sich diese neue Entdeckung nach unserm Vaterlande, wo man denn bald ihren Nutzen einsah. Da Bäder gewöhnlich nicht bloß von wirklich Leidenden, sondern auch von Lustreisenden, Blasirten und einer Menge Leuten besucht werden, die ihr Geld auf eine neue Manier loswerden wollen, so kann es nicht fehlen, daß gerade die anziehendsten solcher Orte von reichen, vornehmen und verschwenderischen Menschen wimmeln. Dies ist unter allen Nordseebädern nebst Helgoland und Wyck auf Föhr vorzugsweise in Norderney der Fall. Dadurch wird der Aufenthalt daselbst zwar höchst interessant, aber auch kostspielig; denn es ist bis jetzt das vornehmste und luxuriöseste Bad der Nordsee.

Wie in den meisten Seebädern beginnt auf Norderney die Fremdensaison mit dem ersten Juli und endigt Mitte September. Zu Badeorten hat man hier die westliche und nordwestliche Seite des herrlichen, aus dem feinsten Meerande gebildeten Strandes eingerichtet, diesen für Herren, jenen für Damen. Schon die große Nähe der Badeplätze bei den Wohnungen ist eine mächtige Aufforderung für wirklich Heilungsbedürftige, Norderney jedem andern Seebade vorzuziehen. Die größte Entfernung des Damenstrandes beträgt nämlich vom Orte nur sechs, die geringste bloß zwei Minuten, und die Herren haben nach ihrem Badeorte ebenfalls nicht viel weiter zu gehen.

Da bei Seebädern starker Wellenschlag oder richtiger der braufende Schaumsturz der Brandung die meiste Heilkraft besitzt und nebenbei einen unbeschreiblichen Genuß gewährt, so pflegt man in allen Nordseebädern am liebsten zur Fluthzeit zu baden. Diese Sitte hält man am strengsten in Norderney, schon um deswillen, weil täglich nur einmal gebadet wird, während man z. B. in Helgoland zweimal zu baden pflegt, es müßte denn bloß eine Fluth während des Tages zu benutzen sein. Da nun die Fluth täglich um 50, 60 Minuten später eintritt, bisweilen auch bedeutend früher, wenn z. B. in fernen Gewässern heftige Stürme die Wogen schneller gegen den Ebbestrom treiben und diesen dadurch früher zurückwerfen, so richtet sich die ganze Tagesordnung nach dieser überaus wichtigen Stunde. Damit sie nun Niemand verfäumen möge, wird nicht allein im Conversationshause, dem Sammelpfad aller Badegäste, sondern auch an den Badeplätzen selbst die Zeit des Fluth-eintrittes täglich angezeigt. Außerdem zieht man auch als Zeichen, daß die Fluth komme, mehrfach rothe Flaggen auf.

Um Niemanden zu bevorzugen und Jedermann gerecht zu werden, hat die Badedirection auf Norderney eine sehr empfehlenswerthe Einrichtung getroffen, die anderwärts Nachahmung verdiente. Es muß nämlich auf dem Herrenstrande jeder Ankommende sein Billet an den Aufseher abgeben und seinen



612. N. H. and A.

Ed. v. Brinwald & Co.

NORDIEIRNEY.

Ed. v. Brinwald & Co.

Namen auf eine Tafel schreiben, wofür ihm eine Nummer eingehändigt wird. Sobald nun die Reihenfolge ihn trifft, wird seine Nummer laut ausgerufen, wodurch er das Recht erhält, die Badekutsche zu besteigen. Selten kommt es vor, daß Jemand lange warten muß, da es der Kutschen sehr viele giebt und die Fluth lange genug dauert, um Hunderten Zeit zu lassen, in die schäumenden Salzwogen unterzutauchen. Damen erhalten auf eine bestimmte Badekutsche eine Nummer, die sie dann jedes Mal benutzen. Man bestimmt gewöhnlich ein und dieselbe Badekutsche für drei, höchstens vier Damen, unter denen die zuerst kommende den Vorrang hat.

Norderney zeichnet sich vor allen Nordseebädern durch sein großes, in geschmackvollstem Style erbautes Conversationshaus aus. Das luxuriös ausgestattete, 130 Fuß lange Gebäude besteht aus zwei Flügeln, die durch eine prächtige Säulenhalle verbunden sind, zu welcher eine breite, mit hohen gußeisernen Gandelabern verzierte Treppe führt. Hier treffen sich täglich alle Badegäste, sei's, um an der mehr als gut besetzten Mittagstafel ihren Hunger zu stillen, sei's, um Kaffee unter der schattigen Veranda zu trinken, sei's, um in den Gängen des Bosquets spazieren zu gehen, oder dem Vergnügen des Tanzes sich hinzugeben. Der sehr geräumige Saal wird zugleich als Speise- und Ballsaal benutzt, andere, ebenfalls geschmackvoll decorirte Zimmer dienen allen Denen zum Aufenthalte, die in verschlossenen Räumen zu frühstücken oder der Unterhaltung obzuliegen wünschen.

Der verderbliche grüne Fisch, nirgends von größerem Nachtheil, als gerade in Bädern, und doch nirgends mehr gesucht, als an Orten, wo die leidende Menschheit die verlorene oder gebrochene Gesundheit wieder zu erlangen wünscht, fehlt auch in Norderney nicht und fordert, wie überall, wo das Hazardspiel seine verführerischen Reize ausspannt, manches Opfer, wenn schon in den Seebädern das Spiel nicht in so grandiosem Style betrieben wird, wie in den berühmtesten und von der vornehmen Welt ganz Europa's am meisten besuchten Badeorten des Festlandes.

Zur Unterhaltung und Erheiterung der Badegesellschaft spielt täglich ein gut eingeübtes Chor böhmischer Musiker früh um 11 Uhr die beliebtesten Musikstücke anerkannter Componisten; Abends, wenn Wind und Wetter es erlauben, ergeht sich der größte Theil der Fremden am Strande, um die stärkende Seeluft einzuschlüpfen, am Glanz des Meeres das Auge zu laben oder mancherlei Seltenheiten, Mollusken, Seesterne, Muscheln u. s. w. zur Erinerung an froh verlebte Stunden einzusammeln.

Lebensart, Sitten, Gebräuche und Sprache ähneln auf Norderney denen der übrigen Bewohner der Nordseeinseln. Die Norderneyer sind ein verbes, gutmüthiges, ehrliches und treuherziges Völkchen, unverdorrene Kinder der Natur, welche der Pesthauch festländischer Uebercultur noch nicht berührt hat. Der Diebstahl ist auf Norderney eben so wenig bekannt, wie auf Helgoland

und Wangeroge, weshalb es Niemandem einfällt, Thüren und Schränke zu verschließen. Einfaches Leben und die kräftige Meerluft erhalten die Meisten gesund, und wer von den Männern nicht früh auf der See verunglückt, wird in der Regel alt. Hundertjährige Greise gehören hier nicht zu den Seltenheiten, obwohl die Insel in etwa 200 Häusern nur 700 Einwohner zählt.

Helgoland.

(Mit 3 Abbildungen.)

Mitten in der stürmischen Nordsee, fast 8 geographische Meilen entfernt von der Mündung der Elbe, liegt eine der sonderbarsten und merkwürdigsten Inseln dieser nordischen Gewässer, das Felsenland Helgoland. Ähnlich einem riesigen, von Blut bespritztem Opferaltare steigt die Insel aus den blaugrünen Wogen empor, wegen der eigenthümlichen Färbung ihres Gesteins bei allen Schiffern der nordischen Meere „die rothe Klippe“ genannt.

Ehedem war Helgoland eine umfangreiche, stark bevölkerte Insel. Viele wollen sogar behaupten, daß es die äußerste Spitze des germanischen Festlandes, die Heimath des tapfern, sergewohnten und freiheitsliebenden nordfriesischen Stammes gewesen sei. Gewiß ist, daß Helgoland vor mehreren Jahrhunderten noch eine Menge Ortschaften enthielt und erst im Laufe der Jahrzehnte durch die furchtbaren Sturmfluthen der Nordsee nach und nach bis auf die jetzige braunrothe Klippe zerstört worden ist.

Alte Schriftsteller, darunter der Nordfriese Peter Saxe, behaupten, schon Virgil habe von Helgoland Kunde gehabt und die wunderbare Insel in seiner Aeneide (I. B. 159) beschrieben. Wahrscheinlich, obwohl keineswegs erwiesen, ist, daß der römische Geschichtsschreiber Tacitus unter der von ihm erwähnten Insel Hertha das jetzige Helgoland verstanden habe. Es sprechen dafür die Beschreibungen des Gözendienstes, wie sie Willibrod und Lüdger, die ersten Heidenapostel, von Helgoland geben, welche genau mit den Schilderungen übereinstimmen, die Tacitus von der Insel Hertha entwirft. Ob die von ihm erwähnte heilige Quelle, aus der man nur schweigend Wasser schöpfen durfte, dieselbe ist, die es jetzt noch auf dem sogenannten Vorlande giebt, mag hier unerörtert bleiben.

Viel Noth hat den Sprach- und Alterthumsforschern der Name der Insel gemacht, über dessen Ableitung man sich heute noch streitet. Uns dünkt, man könne die Sache füglich auf sich beruhen lassen, da wenig darauf ankommt, ob sie ihren Namen von dem sagenhaften Könige von Lethra, Helgo,



L. H. Sander del.

Leipzig & Engl. Kunst. Anstalt.

A. H. Payne sculp.

HELGOLAND.

empfangen, oder so geheißen worden sei von ihren friesischen Urbewohnern, weil man in ihr stets das „heilige“ (helgo) Land gesehen und verehrt habe.

An Helgoland knüpfen sich im skandinavischen Alterthume eine Menge Sagen, deren wir hier nur kurz gedenken können. Nach einer derselben soll der schon erwähnte König von Lethra im sechsten Jahrhunderte an der friesischen Küste gelandet und die stolze Fürstin Olufa, die sich seinen Werbungen entzog, ihm sogar im Rauhe den Kopf scheeren und mit Theer bestreichen ließ, entführt und so lange bei sich behalten haben, bis er ihrer überdrüssig war. Aus dieser Verbindung entsprang eine Tochter, Urfa, welche ihre Mutter heimlich bei einem Bauer erziehen ließ. Helgo lernte hier das blühende Mädchen kennen und heirathete sie. Nachdem sie ihm einen Sohn, den berühmten Nolf Krake geboren hatte, machte sie Olufa mit ihrem Ursprunge bekannt, um sich an Helgo zu rächen. Urfa trennte sich von ihrem Gatten und Vater, um einen schwedischen König zu heirathen, und Helgo gab sich der Sage nach selbst den Tod.

Wahrscheinlich in Verbindung mit dieser Sage steht eine andere von der heiligen Ursula, die in Begleitung von 11,000 Jungfrauen auf Helgoland gelandet sein soll. Damals waren jedoch die Leute auf der Insel so gottlos und betrugten sich so ungebührlich gegen die heilige Ursula, daß ein großer Theil des Landes in den Fluthen versank und Alles versteinert wurde. Von den Fußstapfen der tanzenden Jungfrauen, die man in früheren Jahrzehnten noch zeigte, ist gegenwärtig nichts mehr zu sehen.

In frühester Zeit war Helgoland von friesischen Seeräubern bewohnt, deren Namen zum Theil noch jetzt im Munde des Volkes fortleben, wie der König N a d b o d und der Seeräuber G i l b e r t, welcher Letztere zum Christenthume sich bekehrte und ein Kloster gegründet haben soll. Auf alten Karten wird ein Kloster N a d b o d s b u r g genannt, das, wie andere Bauwerke, schon seit Jahrhunderten verschwunden ist.

Der frühere Umfang Helgolands läßt sich nicht genau bestimmen, doch muß die Insel eine bedeutende Größe gehabt haben, da es nach ziemlich zuverlässigen Berichten ehemals sieben Kirchspiele zählte. Schon im Jahre 1240 hatten die Sturmfluthen der Nordsee die Felseninsel so zerstört, daß Helgoland um diese Zeit nur noch mit drei Kirchen und einem Kloster aufgeführt wird. Jetzt, nach sechs Jahrhunderten, ist es bloß noch eine hohe, steile, immer mehr zerbröckelnde Klippe nebst einer kleinen Sanddüne, die östlich etwa eine Viertelstunde von der Insel liegt. Noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts hing diese kleine schimmernde Sandinsel mit dem Felseneilande zusammen und bildete ein sogenanntes Vorland. Eine Sturmfluth von seltener Heftigkeit durchwühlte im Jahre 1720 die schmale, nur aus lockerem Sande bestehende Erdzunge und wälzte einen Meerstrom zwischen Insel und Düne, den jeder Sturm vergrößert, während sowohl Fels als Düne immer kleiner werden,

immer mehr zerbröckeln, bis eines Tages der letzte Zahn der merkwürdigen rothen Klippe in die Tiefe des Meeres versinken wird.

Noch heutigen Tages wird Helgoland von Friesen bewohnt, einem kühnen, originellen Völkchen, das eben so stolz auf seine Abkunft, als unabhängig und unternehmend ist. Man schätzt die Bevölkerung der rothen Klippe auf 4000 Seelen, eine Zahl, die überraschen muß, wenn man die unfruchtbare Insel betrachtet, auf welcher kaum die Kartoffel und etwas Hafer reift. Neufferst genügsam und von Jugend auf an Entbehrungen aller Art gewöhnt, nährt sich der größte Theil der Bewohner Helgolands von Fischfang und Lootsendienst. Erst neuerdings, seit Eröffnung des sehr beliebten Seebades, ist der Fischfang nicht mehr ausschließliche Beschäftigung der Helgolander. Die Fremden haben auch in diesen genügsamen Inselfriesen den Speculationsgeist geweckt, und Mancher, der sonst nur das Ruder führte, findet es jetzt bequemer, als Hausvermietther, Speisewirth und Handelsmann sich ein kleines Vermögen gefahrlos zu erwerben.

Helgoland gehörte in früheren Jahren, wie die übrigen nordfriesischen Inseln, zum Herzogthume Schleswig, scheint jedoch immer ziemlich unabhängig geblieben zu sein und sich gewissermaßen selbst regiert zu haben. Diese Selbstständigkeit hat es sich auch bis auf den heutigen Tag zu erhalten gewußt. England, das sich die überaus wichtige Klippe vor der Mündung der Elbe im Kieler Frieden 1814 zu sichern wußte, schmälert den Insulanern ihre alten Rechte eben so wenig, als es Eingriffe in deren Sitten und Gebräuche sich erlaubt, und so befindet sich Helgoland unter Albions mildem Scepter wohl und so frei, als sei es eine Republik, die sich, unbekümmert um die ganze übrige Welt, selbst Gesetze gäbe.

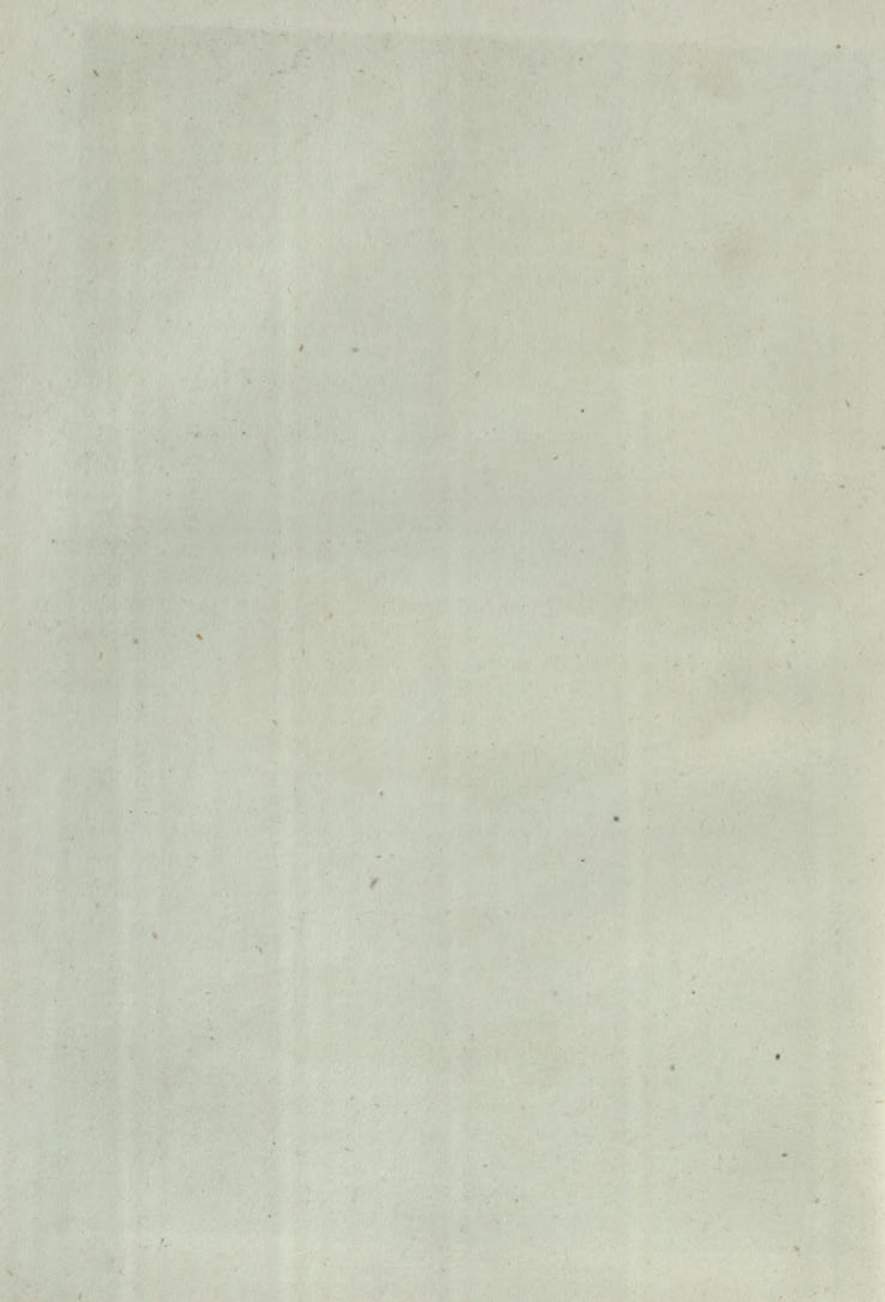
Es ist nicht uninteressant, sich mit helgolandischem Gesetz, mit helgolandischer Sitte und Lebensart bekannt zu machen. Der Bewohner des Festlandes, welcher die wunderbare Klippe besucht, oder als Badegast Wochen daselbst leben will, findet reichen Stoff zur Unterhaltung und Belehrung, wenn er den hier üblichen Gebräuchen emsig nachforscht und sich mit denselben vertraut macht. Wir können hier nur einzelne Andeutungen geben.

Auf Helgoland hat bei Erbangelegenheiten das sogenannte jütsche Low Gesetzeskraft. Nach diesem Low erben die Töchter nur halb so viel, als die Söhne, falls die Eltern ohne Testament sterben. Ehegatten leben in vollkommener Gütergemeinschaft. Nach dem Tode des einen Gatten muß der Ueberlebende mit den Kindern theilen und kann, falls er sich weigert, rechtlich dazu gezwungen werden, nur hat er in diesem Falle die Vergünstigung, außer der ihm gehörenden Hälfte noch den Antheil des Sohnes (Vest-Kindes-Theil) zu erhalten. Solche Fälle kommen jedoch unter eingeborenen Helgoländern niemals vor, nur einmal — so erzählt man sich — hat eine auf der Insel verwitwete Engländerin im Jahre 1828 von diesem Rechte Gebrauch gemacht.



Grav. v. J. H. Sander

HELGOLAND



Hypotheken kennt man auf Helgoland nicht, dagegen pflegt man alle Forderungen in ein Schuld- und Pfandprotocoll einzutragen, wo sie dann der Reihenfolge nach gelten. Concurse kommen ungeachtet der geringen Wohlhabenheit der Bewohner Helgolands nur äußerst selten vor. Man ist gegen Schuldner nachsichtig, vielleicht schon deshalb, weil Jeder einseht, daß nicht Faulheit und böser Wille, sondern der schwere Kampf mit einem unerbittlichen Geschick Manchen in's Unglück stürzt. Darum wartet man gewöhnlich auf den Tod des Schuldners, ehe man seine Forderungen geltend macht. Eben so kommen Auspfändungen niemals vor, es sei denn, daß sich Jemand weigere, die Predigergefälle zu entrichten. Sehr viel zu der überaus einfachen Rechtspflege auf Helgoland und dem Mangel an allen Processen mag der Umstand beitragen, daß es auf der rothen Klippe niemals Advocaten gab und schwerlich jemals einen daselbst geben wird.

Mit 25 Jahren werden die Söhne, mit 21 die Töchter majorenn. So lange ein Kind im Hause des Vaters lebt, haben die Eltern die Verpflichtung, für dessen Unterhalt zu sorgen. Erst mit Gründung eines eigenen Heerdes, also mit der Verheirathung, fällt diese Verpflichtung weg.

Zwar sendet Altengland einen Gouverneur nach Helgoland, der gewöhnlich ein gebieter alter Haudegen ist, zu regieren jedoch findet ein solcher Gouverneur sehr wenig auf der Insel. Er lebt ein ungemein ruhiges Leben auf dieser Klippe, und plagt ihn nicht etwa die Langeweile, so ist die Stelle eines Gouverneurs eine wirkliche Sinecure.

Die eigentlichen Regierungsgeschäfte besorgt der Rath, welcher aus sechs Mitgliedern besteht. Alle müssen eingeborene Helgolander sein. Der Schreibfahigste von ihnen führt das Protocoll. Sie entscheiden in allen Sachen erster Instanz und vereinigen in sich die richterliche Polizei- und Criminalgewalt. Criminalfälle kommen bei der großen Sitteneinfalt der Helgolander höchst selten vor, Diebereien kennt man nicht, weshalb auch Niemand seine Hausthür verschließt. Viele Thüren haben nicht einmal Schließfer, sondern bloß hölzerne Klinken. Die Rathmänner, die auch als Lootsen mit Theil nehmen dürfen an den Gefahren des Seeerwerbs, erhalten jeder eine jährliche Besoldung von 460 Mark, nur der Vorsitzende, dem die Führung der Geschäfte vorzugsweise obliegt, soll außerdem noch von England entschädigt werden. Bei so geringen Einkünften können die Regenten des kleinen Lootsenstaates nicht eben sehr verschwenderisch leben; nur dann, wenn durch zahlreiche Schiffbrüche, die allerdings in dieser klippenreichen Gegend der stürmischen Nordsee nur zu häufig vorkommen, der Strand „gesegnet“ wird, befinden sich die helgolander Behörden sammt der ganzen Bevölkerung wohl. Denn leider gilt und blüht hier immer noch das Strandrecht; um Segnung des Strandes wurde noch vor einem Jahrzehnt jeglichen Sonntag von der Kanzel herab gebetet, und nach Gütern gestrandeter Schiffe streckt heutigen Tages noch jeder helgolander Schiffer gierig die Hände aus. Ist nun dieser Segen groß, so

jubelt die ganze Insel und die Rathsherren befinden sich wohler, denn je, da sie das Recht haben, für die Leitung der „Bergung“, wie man das Retten der antreibenden Güter nennt, eine Quote als Lohn zu beanspruchen.

Wirkliche Gerichtssitzungen werden nur zweimal des Jahres gehalten; dabei muß jeder Bescheid mit 5 Mark Hamburgisch bezahlt werden. Außerordentliche Sitzungen kosten 10 Mark. Die Rathmänner sind, wie schon bemerkt, geborene Helgolander, als solche Lootsen und mithin unstudirte Leute. Scharfsinn und richtiges Urtheil sind ihnen jedoch nicht abzuspochen. Ihre Entscheidungen werden daher auch nur in seltenen Fällen umgestoßen. Ist ein Beurtheilter mit dem Entscheid der Rathmänner nicht zufrieden, so kann er an den Gouverneur appelliren, der dann entscheidet, gewöhnlich aber den Rathmännern beipflichtet. In letzter Instanz entscheidet die Königin von England oder vielmehr der präsidirende Minister des Colonialamtes. Merkwürdiger Weise pflegte der englische Gouverneur, weil er der deutschen Sprache nicht mächtig war, sein Urtheil in englischer Sprache abzugeben, was wenigstens bis 1840 der Fall war. Ob seitdem das Deutsche dem wackern Britten geläufiger geworden ist, wissen wir nicht zu sagen. —

Betritt ein Fremder zum ersten Male die Insel, so muß ihm die grenzenlose Unthätigkeit, um nicht zu sagen Faulheit der männlichen Bevölkerung auffallen. Man wirft den Lazzaroni Neapels Müßiggang und unbefiegbaren Gang zu geschäftslosem Herumschlendern vor, allein wenn man bedenkt, daß der milde Himmel des Südens, die paradiesische Lage des alten Parthenope, die geringen Lebensbedürfnisse, mit denen der Südländer sich begnügt, unwiderstehlich einladen zu jenem dolce far niente, das alle Poeten von jeher gepriesen haben, dem jeder im Süden Reisende so gern sich hingiebt, so läßt sich das Müßiggehen dieser Söhne des Südens leicht erklären. Nicht so bei dem Helgolander. Auf dieser fernen, einsamen Nordseeinsel, sollte man meinen, könne nur angestrengteste Thätigkeit, unablässiges Mühen und Arbeiten vor Mangel schützen und den schrecklichsten Gast der Hütten, die Armuth, fern halten von der Schwelle dieser Insulaner. Dennoch hungern die Männer Helgolands, gleichviel ob jung oder alt, den ganzen Tag müßig auf dem Felsen umher, lehnen in Masse, oft zu 30, 40 am sogenannten Fallm, einer Brüstung des Oberlandes, unmittelbar an der zum Felsen heraufführenden Treppe, rauchen, starren Meer und Himmel an und rühren keinen Finger. Frauen und Mädchen dagegen schaffen Tag und Nacht ununterbrochen, mit immer gleicher Liebe. Ihnen liegt nicht allein die Beforgung des Hausstandes, die Pflege und Ueberwachung der Kinder ob, sie müssen einer alt hergebrachten Sitte zufolge auch alle Arbeiten verrichten, die anderwärts nur der muskulöser gebaute Mann vollzieht. Die Frauen Helgolands spalten Holz, sie tragen auf ihren mit turbanartigen Tüchern umwundenen Häuptern die schwersten Lasten die hohe Treppe hinauf, als da sind Lorf, Backsteine und andere vom Festlande herüberkommende Gegenstände. Sie arbeiten ohn' Aufhören und keuchen unter der Last dieser Arbeit, während der Mann buchstäblich nichts thut.

Und dennoch hört man die Helgolanderinnen niemals über den Müßiggang ihrer Männer klagen, sich nie beschweren über das harte Loos, das ihnen gefallen. Im Gegentheil, sie preisen ihr Schicksal, hängen mit innigster Liebe, mit zarter Hingebung an ihren Männern und sind stolz auf sie. Weilt man längere Zeit auf Helgoland, so lernt man freilich diesen Stolz der Frauen auf ihre Männer, diese willige Uebernahme harter Arbeit, während jene ruhen, vollkommen würdigen.

Der Müßiggang der Helgolander ist eigenthümlicher Art, so eigenthümlich, wie die Menschen, die sich ihm hingeben. Der Helgolander ist kein gewöhnlicher Mensch; er ist ein Mann in volstem Sinne des Wortes, ein Mann, der da weiß, wozu ihn Gott erschaffen hat; der vor keinem Unglück erbleicht, der die Worte Furcht und Schreck nicht kennt; der schon in frühester Jugend dem tausendgestaltigen Tode, dem bleichen Entsetzen in's stiere Auge sah.

So lange der Himmel blau, die Luft ruhig, das Meer, so weit der Blick darüber hinschweift, eine glatte, in wunderbarer Farbenpracht schimmernde Fläche ist, legt der Sohn der rothen Klippe die Hände müßig in den Schooß. Wozu auch arbeiten, da keine Veranlassung, kein Reiz zur Arbeit da ist? Wenn aber der Himmel sich verdüstert, der Sturm seine Fittige entfaltet und die Wogen des Meeres peitscht, daß die Wellen abgrundtief sich öffnen und der röthlich-weiße Gischt an den steilen Felsen gleich zischenden Flammen emporraust; dann erwacht der Helgolander aus seiner scheinbaren Lethargie. Den Sturmhut (Südwest) fest in's wetterbraune Gesicht gedrückt, wirft er sich in das schaukelnde Boot und rudert trotz Wogen- und Sturmesgebraus durch die furchtbarste Brandung hinaus in's Weltmeer, um zu helfen, wo Hilfe nöthig ist, zu retten, wo ein stehender Arm auf zerborstener Planke bittend die zitternde Hand erhebt.

So still und unthätig der Helgolander während des Schlummers der Elemente ist, so rührig, unternehmend, befehlshaberisch tritt er auf in der Zeit der Noth, beim Brüllen der stürmenden See. Dann gleicht jeder Sohn dieser kleinen Felseninsel einem Feldherrn, und Mancher in grober Friesjacke und bethörter Buseruntje thut dann Heldenthaten, die nicht bloß aufgezeichnet, die in marmornen Gedenktafeln eingegraben zu werden verdienen.

Wer zu solchen Zeiten auf Helgoland lebt, wer es selbst mit ansieht, mit welcher Todesverachtung und Aufopferung der kaum in's Jünglingsalter getretene Knabe, wie der längst ergraute Mann dem Rufe der Gefahr folgt und nur dahin sein adlerscharfes Auge richtet, wo man seines Rathes, seiner Hilfe bedarf, der beugt sich beschämt und voll Ehrfurcht vor diesem wackern Geschlecht. In solchen Stunden gleicht jeder helgoländische Lootse einem Könige, ja man wird zu dem Glauben hingedrängt, das ganze Geschlecht dieser helgoländischen Schiffer sei ein Geschlecht verarmter Könige.

Charakter, fest ausgeprägter Charakter ist das Erbtheil jedes Helgolanders. Dieser Charakter verräth sich in Haltung, Blick und Mienenspiel. Kein

Mensch von Herz wird es je wagen, diesen Männern irgend etwas Moral und Manneswürde Beleidigendes zuzumuthen. Ein Blick der Verachtung aus dem meerblauen Auge eines dieser unerschrockenen Schiffer würde ihn mehr strafen, als der härteste Richterspruch.

Männer und Frauen Helgolands können im Allgemeinen für schön gelten, besonders umgiebt die jungen Mädchen ein Zauber von Anmuth und Lieblichkeit, der in solcher Allgemeinheit nur selten gefunden wird. Schlank, von zartem Gliederbau, durchsichtig weißem Teint, haben sie durchgängig eine vornehme Haltung, die sehr für sie einnimmt. Die Meisten verheirathen sich frühzeitig und zwar gewöhnlich mit Helgoländern. Ehen mit Fremden sind zwar in den letzten Jahren zuweilen vorgekommen, zählen aber doch immer unter die Ausnahmen. Es wird behauptet, auf Helgoland sei die Sitte, Ehen aus Speculation zu schließen, nicht heimisch geworden, und darum Ehebündnisse aus reiner Neigung, ungleich häufiger als auf dem Festlande. Der Grund dafür liegt nahe. Die Insel kennt den Reichthum im Sinne des Festländers nicht. Jeder ist angewiesen auf seine eigene Kraft, auf den Erwerb, den er sich durch Muth und Ausdauer sichert. Die Speculation, durch Ehebündnisse sich zu bereichern, findet also auf dieser meerumschäumten Klippe kein leicht zu bebauendes Feld.

Bei so viel rothiger Jugendfrische, so viel Anmuth und Schönheit der Frauenwelt ist nur zu bedauern, daß ihre Blüthezeit sehr schnell vergeht. Das rauhe, stürmische Klima, die Sorge um den nöthigen Unterhalt, die fortwährende Angst, in welcher die liebende Gattin um den Gatten lebt, die schwere Arbeit, der sich Alle ohne Ausnahme unterziehen müssen, zerstören bald bei jeder Frau Helgolands den Blütenkelch der Schönheit und entblättern diese lieblichen Gulddinnen des Nordens fast eben so früh, als der heißere Sonnenstrahl Hesperiens die feurigen Töchter des Südens. —

Reisenden, welche Helgoland einen Besuch abzustatten gedenken, wird es von wesentlichem Nutzen sein, wenn sie, wie über die Bevölkerung und deren Sitten, so auch über die eigenthümliche Gestalt der Insel und deren interessanteste Punkte im Voraus einige Fingerzeige erhalten. Der gegenwärtige Umfang Helgolands beträgt nach den neuesten Messungen bloß 13,800 Fuß, ihre größte Länge $\frac{1}{4}$, die größte Breite nicht über $\frac{1}{12}$ Meile. In mäßigem Schritte läßt sich der hohe Klippenrand bequem in einer halben Stunde umgehen.

Schon hieraus kann man sehen, daß von dem alten geheimnißvollen Heligoland, der gefeierten Heimath germanischer Mythologie, nur noch ein unscheinbarer Brocken, fast nur ein vom tosenden Meere umschäumtes Atom übrig geblieben ist. Dieser letzte Ueberrest einer verschwindenden Welt erhebt sich gegenwärtig an seinem höchsten Punkte 180 bis nahe an 200 Fuß senkrecht aus dem Meere und bildet ein aus buntem Sandstein, von breiten Schichten weißlichen, gelblichen und grün schimmernden Thons durchstreiftes Oblong mit gegen Osten etwas gesenkter Abdachung. Diese sonderbare

Mischung des leicht zerbröckelnden Gesteins, woraus die Zerstörung der Insel sich leicht erklärt, giebt Helgoland von fern frappante Aehnlichkeit mit einem riesigen Opfersteine, und nicht mit Unrecht bemerkt L. Wienbarg in seiner trefflichen Beschreibung Helgolands, man könne die erwähnten schimmernden Streifen, die in schräger Richtung den rothen Grund durchfurchen, für Eingeweide der Opferthiere halten, mit denen man den Altar umwunden habe.

An diesen Felsenkern der Insel schließt sich gegen Nordost ein sogenanntes Vorland in Gestalt eines Dreiecks, das gegen 1000 Fuß lang ist, an seiner höchsten Stelle hart am Felsen sich 15 Fuß über das Meer erhebt und da, wo bei Nordweststürmen der Schwall der Brandung am mächtigsten anprallt, durch ein gewaltiges Pfahlwerk gegen Zerstörung geschützt ist. Zum Unterschied von dem Felsen, welcher den Namen „Oberland“ führt, nennt man dieses aus Geröll von Thonschiefer bestehende Vorland „Unterland“. Es ist gleich einem Theile des Oberlandes mit einer ansehnlichen Zahl zum Theil recht hübscher Häuser besetzt. Eine 173 Stufen hohe, mehrmals gebrochene, elegante und bequeme Treppe verbindet es mit dem Oberlande, auf dessen östlicher Seite, umgeben von weißgetünchten, niedrigen, aber zierlichen Häusern die alte St. Nicolauskirche liegt. In der Nähe dieses Kirchleins, vor der Thür des Pfarrhauses grünen die einzigen wenigen Bäumchen, welche die Insel aufzuweisen hat. Die Pappeln oder Linden der sogenannten „Bindsadenallee“ auf dem Vorlande haben Sturm und die vom Meersalz geschwängerte Luft längst schon entblättert und verdorrt.

In östlicher Richtung vom Unterlande, ungefähr 300 Ruthen von diesem entfernt, erhebt sich die Düne mit ihren weiß schimmernden Sandhügeln, jetzt der Ort für die Badeanstalt.

So eintönig, ja langweilig ein dauernder Aufenthalt auf diesem einsamen Eilande für den Nichteingebornen werden mag, so unterhaltend, belehrend und häufig zu hohem Entzücken und staunender Bewunderung hinreißend ist namentlich für Bewohner des Binnenlandes ein nur für Wochen berechneter Besuch Helgolands. Freunde der Natur, sinnige Beobachter des Elementarlebens, Bewunderer der geheimnißvollen und furchtbaren Kräfte der Elemente finden hier täglich und stündlich einen unerschöpflichen Quell für immer neue, immer reizendere Genüsse. Tag und Nacht fesselt hier durch das phantastische Spiel, das Meer, Licht, Wolken und Nebel ununterbrochen mit einander treiben. Der leis flüsternde Wind, der melodisch murmelnd die Brandung gleich matt glänzenden Rosen an den Strand rollt, und der wilde Orkan, der heulend wie tausend Donner mit seinen Riesenarmen die Klippe umfaßt und sie aus dem Grunde emporzureißen oder in die Tiefe zu versenken droht; ein über die unermessliche Fluth hinziehendes Gewitter mit dem blauen Leuchten zuckender Blitze; ein Regenbogen, der gestützt auf die Masten segelnder Schiffe wie eine Geisterbrücke über die Wogen fortrollt, und endlich der magische Phosphorglanz des Meerleuchtens, der in stillen, warmen Juli- und August-

nächten sein phantastisch schimmerndes Lichtes über die ruhenden Wellen breitet, als legte die Göttin Aphrodite ihre diamantenen Geschmeide den Augen der neidischen Erdentöchter lockend zur Schau aus: dies Alles sind Erscheinungen, an denen der fühlende Mensch sich niemals müde sehen kann, die auch gebeugte Seelen, gebrochene Herzen, für jeden andern Erdengenuss Abgestorbene aufrichten, stärken, neu beleben.

Klarer, völlig durchsichtiger Himmel ist in Helgoland eine Seltenheit. Das Firmament erscheint fast immer von Dünsten umwoben und ermangelt deshalb der glänzenden tiefblauen Färbung, wie schon der Süden Deutschlands sie kennt. Dagegen überrascht auf diesem äußersten Punkte deutscher Erde im Weltmeere das Farbenspiel, welches Wolken, Sonnen- und Mondlicht auf dem Spiegel des Meeres treiben. Es ist nicht ungewöhnlich, daß der Wanderer auf dem Oberlande zu gleicher Zeit verschiedene Stellen des Meeres in ganz verschiedene Farben gehüllt erblickt. Während hier ein Strom fließenden Silbers mit das Auge blendendem Glanze vorüberrollt, jagen dicht daneben gleich auftauchenden Ungeheuern der Tiefe schwarze tausendgliedrige Schatten dahin. Hier rollen purpurfarbene Berggebilde, dort treiben grüne Däsen, ja oft kommt es vor, daß der ganze sichtbare Himmel in ein förmig graue Wolkenhülle gehüllt ist, und doch von der Klippe aus am Firmament auf dem Meere eine glänzende Helligkeit sichtbar wird, als lohe dort aus salzigem Wogenschooße ein unterirdisches, weiß leuchtendes Feuer empor. Solch bezauberndes Leuchten bei bedecktem Himmel nennt der Schiffer das „Blinken des Meeres“, und diese Erscheinung zeigt sich immer dann, wenn nach düsterem Wetter heller Himmel sich ankündigt, der bereits in meilenweiter Entfernung sein Licht dem Meere mittheilt, ehe das Zerreißen der Wolkendecke am Horizonte sichtbar wird.

Nächst der Beobachtung dieser Naturspiele bietet der Felsen selbst und dessen nächste Meerumgebung mannigfache Belehrung. Es ist deshalb jedem Reisenden sowohl eine Umgehung des Felsens zur Ebbezeit, wie eine Umsegelung desselben dringend anzurathen. Zu Beidem bietet sich jeden Tag, sofern nur das Wetter günstig ist, Gelegenheit; denn der Helgolander ist ein eben so zuverlässiger Führer als sicherer Schiffer.

Bei einer solchen Fahrt um die Klippe in flach gehendem Fischerboote sieht man bei ruhiger See die Trümmer der von Sturm und Wogendrang zerstörten Insel. Rund um den jetzigen Felsenüberrest ist der ganze Meeresgrund Steingeklipp, jetzt überzogen von mancherlei Arten Seetang, von dem zarten Geslecht der Meeralgeln, von den strauchartig aufschießenden zitternden Geästen feiner Korallen. Die ehemalige Größe der Insel läßt sich aus diesen submarinen Trümmern freilich nicht mit Sicherheit bestimmen, da jede Sturmfluth im Grunde des Meeres eben so arge Verwüstungen anrichtet, wie an den Gegenständen, die sie oberhalb der Meeresfläche umtoßt. So viel aber steht fest und läßt sich noch heutigen Tages bestimmt nachweisen, daß die

jetzige, eine Viertelstunde von der Felsklippe entfernt liegende Düne noch im Jahre 1720 mit dem Lande (de lan) — wie der Helgolander seine Insel nennt — verbunden war. Erst in genanntem Jahre riß, wie schon bemerkt, eine Sturmfluth Land und Düne (de halm) aus einander.

Es giebt noch eine alte Karte von Helgoland, entworfen von dem Geographen Meyer im Jahre 1649. Auf dieser findet sich im äußersten Nordwesten der Flamberg oder Flaggenberg, im Osten die Radbodsburg und der Kirchhof verzeichnet. Diese sind sämmtlich verschwunden, wie auch das Wachthaus auf der südlichsten Spitze (Sathörn). Von den auf jener Karte verzeichneten Punkten finden sich gegenwärtig nur noch der Kusberg bei der Sapskuhle, der Bredtberg mit dem Feuerthurme, erbaut von den Hamburgern 1763, und der Moderberg nebst dem Pulverhäuschen. Diese niedrigen Erhebungen mit den genannten Gebäuden stehen jetzt dem Abgrunde bereits so nahe und zum Theil schon auf so ausgespültem unsichern Grunde, daß vielleicht eine einzige ungewöhnlich heftige Sturmfluth sie hinabstürzt in den unerfättlichen Schlund des Meeres.

An der ziemlich scharf zulaufenden Südspitze der Insel gab es von jeher einige vereinzelt stehende hohe, steile, von den brausenden Wogen seltsam gestaltete Klippen. Diese nannte das Volk „Mönche“. Noch im Sommer des Jahres 1838 gab es zwei solcher Mönche, von denen der am weitesten vorgeschobene, der mit einigem Recht seinen Namen führte, in einer wilden Novembersturmnacht desselben Jahres von den Wellen verschlungen ward. Am furchtbarsten rütteln Sturm und Wogen im Nordwesten an dem schutzlosen Gestein. Hier an der äußersten Nordspitze (Hamilton Point genannt) hat das Meer eine ungeheure Klippe von der eigentlichen Insel abgetrennt und diese am untern Ende wieder dergestalt durchwühlt, daß der riesige Steinklumpen jetzt auf mehreren Pfeilern im brandenden Meere steht. Diese Klippe heißt „der Hengi st“ und kann in der Ferne allenfalls für ein Pferd eigenthümlicher Art gehalten werden.

Am sehenswertheften ist die westliche Seite des Felseneilandes. Hier bietet Helgoland einen grandiosen Anblick durch die vielen Zerklüftungen, Einschnitte, vorspringenden Kanten und in diese Kanten eingewühlten Höhlen. Man zählt solcher Buchten oder Einwühlungen 22, der vorspringenden Hörner 25. Unter den Höhlen, die man bei Umgehung der Insel, wenn der Wanderer rollendes Gestein und Meerestümpel nicht scheut, besuchen kann, sind merkwürdig und durch mancherlei Sagen berühmt Junggatt und Böhmergatt.

Eine Umwanderung der Insel, die, um vor jeglichem Unfall sicher zu sein, mit Vorsicht und nur unter Leitung eines tüchtigen Führers anzurathen ist, giebt am deutlichsten Aufschluß theils über die Formation des Felsens, theils über die Geschichte — wenn man so sagen darf — seiner langsamen Zerstörung. Man pflegt dieselbe vom Vorlande aus zu unternehmen und

wendet sich zuerst der nach Norden ziehenden Längseite des Felsens zu. Auf dieser Tour bemerkt man, daß fast keine Minute vergeht, in der nicht bald größere, bald kleinere Steinrümmer von der östlichen Senkung herabbröckeln, wodurch denn die Ostküste einem wahren Schuttwalde gleicht. Von den Stürmen hat diese Seite Helgolands wenig oder nichts zu leiden, und doch ist hier die Zerstörung fast eben so bedeutend, wie auf der Westküste. Betrachten wir nun die Bildung des Felsens genauer, so erklärt sich dies. Diese eigenthümliche Felsentrümmer steht mitten im Meere wie ein halb gesunkenes Schiff, dessen eine Seite nach Osten neigt, während die westliche höher emporragt. Es scheint, wie die farbigen Schichten im rothen Sandstein deutlich zeigen, als habe bei einer Erdrevolution durch die Hebung des Urgesteins die Felsenmasse der Insel Helgoland diese schiefe, nach Osten sich stark absenkende Lage erhalten. Da jetzt noch die Westküste bedeutend mehr aus dem Meere emporragt, als die Ostküste, trotz ihrer fortwährenden Zerstörung durch Sturm und Fluth, so läßt sich nach der vorhandenen Formation der Klippe wohl annehmen, daß auch in früheren Zeiten die Insel gegen Westen verhältnißmäßig immer mehr anstieg. Gerade dies Ansteigen mag zum Theil Schuld sein an der Zerbröckelung des lockern Gesteins auch im Osten. Während nämlich die Westseite von den Fluthen zernagt wird, sickert alle Feuchtigkeit, die Erde und Luft absetzen, nach der Ostseite, bohrt sich hier ein in die grobkörnigen und weichen Thonmassen und fördert solchergestalt auch hier unablässig das Werk der Zerstörung. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist auch nur durch dieses Abbröckeln der obern Felskante das jetzige Vorland entstanden, das augenscheinlich eine bloße Schutthalde bildet, die keinerlei Spur von Anschwemmung zeigt. Es spülen vielmehr die Wellen auch von diesem Vorlande immer mehr ab, die Meerstraße zwischen Klippe und Düne wird immer breiter, und so läßt sich wohl mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagen, daß Helgoland früher oder später zu Grunde gehen muß, ja daß der Stempel der Vernichtung der merkwürdigen Klippe unverkennbar ausgeprägt ist.

Die Düne, deren fester und feiner Sandgrund den herrlichsten Badestrand der Welt darbietet, hat eine Länge von etwa 1600 Schritten bei einer Breite von 400. Die Dünenhügel, mit rauschendem Sandhafer reich bewachsen und von Kaninchen bevölkert, auf die Jagd zu machen verboten ist, erheben sich bis zu 70 Fuß Höhe über die Meeresfläche, bilden kleine Thäler und Schluchten und gleichen einer aus der grünen Fluth aufsteigenden niedrigen Gebirgskette. Höchst eigenthümlich, anziehend und doch geisterhaft ist ihr Anblick in stillen, hellen Vollmondnächten. Dann liegt die blendend weiße Düne mit den auf das schlummernde Meer gezeichneten Schatten ihrer Hügel auf der See wie der Geist einer Insel. Tausende von Möven streichen über sie hin, wie Raubvögel um einen Leichnam, und die nie schweigende Brandung singt der verstorbenen kleinen Welt immer und ewig, bald leiser, bald lauter, den weithin hallenden Grabgesang.

Das Seebad ward erst im Jahre 1826 auf Helgoland errichtet. Es fand in Kurzem so große Theilnahme, daß es jetzt zu den besuchtesten Bädern der Nordsee gehört, wie es auch unstreitig das heilsamste und kräftigste ist. Zweimal wöchentlich, Mittwochs und Sonnabends, geht von Hamburg aus regelmäßig ein Dampfschiff nach Helgoland ab. Die Lage der Insel, fern vom Continente, fern von der Mündung der großen Ströme in's Meer, eignet sich dazu vortrefflich. Um Helgoland ist die See von Süßwassertheilen nicht mehr geschwängert. Man hat hier Meerwasser, Seelust aus erster Hand, und da ein Luftbad an der See zur Kräftigung geschwächter Körper fast eben so viel beiträgt, wie ein Bad in der salzigen Fluth, so leistet Helgoland den Heilung Suchenden in der Regel doppelt gute Dienste. Eins freilich ist für solche Constitutionen, welche leicht seekrank werden, auf Helgoland ein Uebelstand, die Ueberfahrt von der Insel nach der Düne. Bei ruhigem Wetter oder mit günstigem Fahrwinde segelt man über die Meerenge in 10 Minuten, manchmal auch in noch kürzerer Frist; ist aber der Wind ungünstig oder das Meer sehr unruhig, so kann man auf solcher Ueberfahrt auch eine Stunde und darüber zubringen. Dann aber stellt sich bei dazu geneigten Naturen gewöhnlich das peinigende Uebel der Seekrankheit ein. An der Insel selbst wird nur in Ausnahmefällen — wenn nämlich das Wetter Tage lang die Ueberfahrt hindert — gebadet. Diese Bäder sind aber weder angenehm, noch zu empfehlen, da der Meeresgrund voll spitzer Steine und Seetanggewinde ist, und jede Brandungswelle Geröll und Tanggewächse in Masse gegen die unbeschützten Glieder des Badenden schleudert.

Für Bequemlichkeit der Badegäste ist auf der Insel zur Genüge gesorgt. Ein geräumiges Conversationshaus auf dem Unterlande dient zu gemeinsamen Zusammenkünften, zu Erheiterung durch Musik und Tanz. Leider fehlt auch der Fluch aller Bäder, der grüne Tisch und die verführerische Drehscheibe des Roulette nicht! Im Oberlande giebt es verschiedene Häuser, deren Besitzer eine gute table d'hôte halten. Speisen und Wohnung sind nicht allzuthuer, am kostspieligsten sind die Bäder, welche namentlich durch die Ueberfahrt höher zu stehen kommen, wie anderwärts. Dafür ist aber auch der Erfolg des Bades in den meisten Fällen ein gesegneter. Hier auf dieser Klippe im unermesslichen Weltmeere, abgeschieden vom kleinlichen Treiben des gemeinen Lebens, fern von beengender Etiquette, nicht gestört durch Einflüsse des Gesellschaftslebens, frei, unabhängig, Tag für Tag dem vollen Genuße der frischesten Natur, dem erhebenden, herzerquickenden, die Seele erweiternden, den Geist bezaubrenden Anblicke des ewigen Meeres dahingegeben, müssen Geist und Körper neu erstarren, und neu geboren kehren die Meisten zurück in ihre Heimath, noch in der Erinnerung die Stunden segnend, wo sie untertauchen konnten in den schäumenden Bogen, und ewig gedenkend der Abende, wenn die Sonne in purpurglühender Lohe versank, oder des Meeres wunderbares Leuchten die

ganze weite Welt umher in ein Märchengebilde aus „Tausend und eine Nacht“ verwandelte. —

Nirgends wird es deutlicher, was bunter Sandstein ist, als hier bei dem Anblick dieses ringsum abgefressenen rothen Felsens des eigentlichen Helgoland mit seinen gelblich oder grünlich weißen Schichten eines schieftrigen Thones, der sich so leicht zerbröckelt und auflöst. Gegen Osten und Nordost folgen auf den bunten Sandstein und die Klippen des rothen Wassers mit gleichen Strichen von Süden nach Nordwesten Klippen eines Kupfersandsteins (grau mit Malachit und Kupfergrün, auch gediegenem Kupfer), dann jene des Lias oder grauen Mergelschiefers, in welchem über 14 Arten von Ammoniten in Schwefelkies verwandelt gefunden werden, meistens *A. maecandrus*, dessen Glieder oder Wirbel auch einzeln vorkommen und von der dortigen Jugend Katzenpfoten genannt werden. Die von Schwefelkies durchdrungene Kohle gehört auch dieser Klippenabtheilung an, eben so die Gryphiten. Im Uebergang von dieser zur Kreide liegen die Gypsstücke, von denen der vorkommende Fasergyps herrührt. Schiniten (*spatangus*), Belemniten und halb durchscheinender Kalkspath gehören der östlichen und mächtigsten Schichte der Wittkliff (weißen Klippe) an, die aus Kreidekalk besteht. Von dieser rühren die meisten Geschiebe und Trümmer auf der Düne her, die fast ohne Ausnahme von *Pholaden* durchbohrt sind, deren Schalen sich noch im Innern befinden; eben so die braunen Feuersteinknollen, aber auch der jaspisartige rothe Feuerstein. Der Sand der Düne bedeckt wohl die Fortsetzung der nördlichen Kreidefelsen, die, mit Tangen und Algen bewachsen, zur Zeit der Fluth dem Meere eine violette Färbung geben, zur Zeit der Ebbe aber hier und da über den Meerespiegel hervortreten und eine reichliche Ausbeute von Korallen, Patellen (*P. pellucida*), Seesternen und Taschkrebse (*C. pagurus*, rothbraun, *C. maenas*, grün) gewähren. Granit giebt es häufig als Geschiebe auf der Düne und dem Unterlande; auf dem Plateau des Felsens in der Nähe des alten Feuerthurms liegt selbst ein größerer Granitblock, wie sich solche in der oldenburgischen und hannoverschen Gaiide finden, mit denen er auch gleichen Ursprung zu haben scheint, auf welchen sich am Ende auch die Granite im Canal zurückführen lassen. Die Hügel sind bedeckt mit einigen Sandgräsern, worunter *psamma arenaria* das gewöhnliche ist; am Strande wächst die lillaroth blühende Schötchenpflanze (*kakile maritima*) mit ihren salzig fastigen gelbgrünen Blättern und *salsola kali*.

Unbedeutend ist die Flora Helgolands, wenn man von den zahlreichen Arten der Tangen und Algen, die auf den Klippen unter der Oberfläche wachsen, absteht, und wovon die Fluth am Strande einen Wall anhäuft, der meist aus *laminaria digitata* besteht und nicht den angenehmsten, wenn auch heilkräftigen Geruch verbreitet. Einheimische Bäume giebt es auf dem sonst fruchtbaren Boden des helgolander Felsenplateaus keine, längst sind der Gai des *Fojetes* und andere Waldungen mit ihrem Felsengrund in das Meer

versunken und nur ein höchster Punkt, der wegen des mächtigen, ungehinderten Windes gewiß von jeher kahl war, ist am längsten übrig geblieben. Ihn bedeckt ein kurzes Gras mit den gewöhnlichen, doch sehr zerstreut stehenden Blümchen des gelben Labkrauts, der Schafgarbe, des Löwenzahns, der Maßliebe, des weißen Klees, Hahnenfußes, dreier Arten von Wegerich, auffallend darunter der kleine Strandwegerich (*plantago maritima*) und das sogenannte See gras (*aemeria vulgaris*), oder er ist angebaut mit Kartoffeln, selten mit Hafer oder Gerste, und hinter den Häusern zu Gärten benugt. Am Rande der Kartoffelacker und auf den brach liegenden finden sich die gewöhnlichen Unkräuter und die gelben Blumen eines Hederichs, an den Wegen auch Erdrauch, zwei Arten Disteln, Klettenkraut (*arctium*), Käsepappel, Wolfsmilch, in den Sapskühlen auch Sumpfsinsen und Gänserich (*potentilla reptans*), in den Spalten des Felsens unter den genannten auch Küchen Kohl (*brassica oleracea*) und Kamillen; in den Gärten blühen Rosen, Georginen und auch viele andere Zierypflanzen, stehen am häufigsten Hollunderpflanzen (*sambucus nigra*), dann auch im Garten des ersten Predigers ein Maulbeerbaum, ein Aprikosenbaum; häufiger sieht man junge Pappeln und Akazien, auch den Blasenstrauch (*colutea arborescens*), Johannisbeeren und Stachelbeeren; es wachsen sehr gedeihlich alle Arten Kohl, Bohnen, Möhren, diese und Bärenklau (*heracleum spondylium*) auch wild, Zwiebeln, Lauche und Salat. An Wänden und Lauben klettert die wilde Rebe (*hedera quinquefolia*) hinauf.

Ist die Pflanzenwelt einfach, so ist es die Thierwelt noch mehr. Fliegen sind häufig in den Wohnungen, Bienen selten, stechende Mücken giebt es keine; Luft und Wohnungen sind rein und ohne quälende Insecten, einige Tagfalter, die gewöhnlichen rothen und weißen, der Rosikäfer, einige Laufkäfer (*carabus*), selbst auf der Düne zwei Arten Marienkäfer (*coccinella*), keine Reptilien, kein Sperling, keine Schwalbe, doch alle Arten Möven und Strichvögel. Die Bewohner der See sind nicht aufzuzählen, weil die Nordsee nicht allein Helgoland angehört; Mäuse, Ratten, Hunde und Katzen habe ich keine gesehen; auch braucht man hier keine Pferde und die Stelle der lasttragenden Esel versehen die Helgolanderinnen. Zwei Kühe und etwa hundert magere Schafe müssen an einen Nagel angebunden im Freien das Gras immer kurz erhalten; der Mangel lehrt letztere auch Kartoffelkraut, Gemüseabfälle und selbst vorgeworfene Fischreste verzehren. Sie versehen die Insulaner mit Milch.

Das Klima Helgolands ist trotz der hohen nördlichen Lage der Insel mild zu nennen und wegen der immer reinen, frischen und stärkenden Seeluft überaus gesund. Zeugen dafür sind die Helgolander selbst, deren kräftige Gestalten sobald nicht von des Alters Last niedergedrückt werden. Wen nicht in früher Jugend oder im vollen Mannesalter die wüthende See verschlingt, der erreicht auf Helgoland in der Regel ein sehr hohes und dabei gesundes Alter. Ich habe Greise von neunzig Jahren gesehen, die noch rüstig das Ober-

land bestiegen und, am Fallm gelehnt, mit hellem, ungeschwächtem Auge hinausblickten auf's wogende Meer, um die in weiter Ferne vorübersegelnden Schiffe zu beobachten und aus der Stellung der Segel mit nie trügender Bestimmtheit zu sagen, welcher Nation sie angehörten.

Vorherrschend auf Helgoland, wie überhaupt an den Küsten der Nordsee, sind Südwest- und Nordwestwinde. Durch das heftige Wehen derselben werden die Fluthen bis in die untersten Tiefen aufgewühlt und dadurch eine Temperatur des Wassers erzeugt, die durchschnittlich die mittlere, sich ziemlich gleich bleibende Wärme von 13° R. hält. Diese auch im Winter nicht bedeutend fallende Temperatur des Wassers läßt im Sommer große Hitze, im Winter empfindliche Kälte niemals aufkommen. Bei großer Sonnenhitze auf dem Festlande, namentlich im Osten und Süden, treten durch die starken Luftströmungen über das Meer regnerische Sommer für Helgoland ein. In der Regel bringt der Herbst beständigeres Wetter, als der Sommer. Spätherbst und Winter sind nebelreich, anhaltend helle Kälte, klingender Frost ist selten. Eis und Schnee halten sich nicht auf Helgoland; nur als Treibeis aus den Mündungen der großen Flüsse setzt es sich am Strande fest. Die rothe Klippe ist daher Sommer und Winter mit schimmernd grünem Grasteppich bedeckt, was zu dem helgolandischen Verschen Veranlassung gegeben haben mag:

„Grön is dat Land,
Rohd de Kant
End witt de Sand.

Dat is dat Wapen von Helgoland.“

Das meerbeherrschende England, für handelspolitische und strategische Punkte mit einem wahren Adlerblicke begabt, weiß gar wohl, was es sich mit dieser unscheinbar aussehenden Felseninsel erobert hat. Helgoland kann im Fall eines europäischen Krieges von unberechenbarer Wichtigkeit sein für seinen Besitzer. Vor der Mündung der beiden bedeutendsten Flüsse Norddeutschlands, der Elbe und Weser gelegen, beherrscht es beide Ströme und dadurch sämtliche an dieselben grenzenden Uferstaaten. Eine bei Helgoland stationirende Kriegsflotte ist unumschränkte Gebieterin auf der ganzen Nordsee, ist Beherrscherin aller transatlantischen Handelsstraßen, mithin auch Gesetzgeberin für einen großen Theil Deutschlands. Der gutmüthige deutsche Michel, stets zufrieden mit allen Vorschlägen, die man ihm macht, wenn nur keiner darunter ist, der Anstrengung und Geld kostet, hat sich dummer Weise dies deutsche Gibraltar abschwagen lassen und wird es dereinst zu bereuen haben.

Aus diesen Gründen spart auch England, dem die rothe Klippe keinen Pfennig einbringt, weder Arbeit noch Kosten, um es in Zukunft sich nutzbar zu machen. Es hat nicht allein ansehnliche Summen zur Erbauung der bereits erwähnten eleganten Treppe hergegeben, welche das „Unterland“ mit dem „Oberlande“ verbindet; es hat auch nahe dem Moderberge einen 80 Fuß hohen Leuchtturm erbaut, dessen runde gläserne Laterne ihr glänzend helles Licht

gegen sieben Meilen weit nach allen Seiten hin über das Meer ausgießt. Höchst wahrscheinlich geht die englische Regierung schon längst mit dem Gedanken um, bei Helgoland einen Hafen anzulegen, der Kriegsschiffen aller Größen zum sichern Ankerplatze dienen könnte. Leicht freilich möchte ein solches Unternehmen nicht auszuführen sein, da die See um Helgoland meistens sehr stürmisch und der zahlreichen Klippen wegen mit großen Fahrzeugen schwer zu befahren ist. Auch würde es unerlässlich sein, zum Schutz eines solchen Hafens einen Riesenmolo in's Meer hineinzubauen, der viele Millionen Pfund Sterling verschlingen würde. Wer jedoch die Energie der Engländer kennt, der wird gern zugeben, daß ungeachtet der örtlichen Schwierigkeiten und der weit größeren Hindernisse, die Wind und Wogen ihm entgegensetzen, die Ausführung eines derartigen Unternehmens gar nicht unter die unwahrscheinlichen Dinge gehört.

Die eigenthümliche Bevölkerung des öden Felseneilandes muß es England wünschenswerth machen, hier eine Station für seine Flotte zu besitzen. Die Helgolander gehören nämlich zu den kühnsten und unerschrockensten Lootsen aller Meere, aller Zonen. Zuverlässigen Charakters, obwohl nicht ohne Eigennutz, sind sie immer kalt, immer besonnen, immer nüchtern. Ein berauschter Helgolander gehört zu den Naritäten und möchte die Achtung seiner Landsleute wohl schwerlich besitzen.

Es giebt auf Helgoland eine Art Lootsensschule oder Lootsengesellschaft, die vortrefflich organisirt ist. Wer in diese Gesellschaft aufgenommen werden will, muß 24 Jahre zählen und das Lootsenexamen bestehen. Man verlangt von jedem helgolander Lootsen, daß er das Meer um seine heimatliche Klippe genau kenne und jedes Schiff, das seine Hilfe begehrt, bei Tag und Nacht, bei Wind und Nebel durch das watten- und sandbänkereiche Fahrwasser der Elbmündungen zu steuern verstehe. Das Examen des helgolander Lootsen beschäftigt sich daher mit den schiffbaren Gewässern von Helgoland bis Glückstadt.

Besteht der aufzunehmende junge Mann das Examen, so wird ihm eine Medaille eingehändigt, „Lootsenpfennig“ genannt. Begehrt ein fremdes, gegen die Insel ansegelndes Schiff Hilfe, so loosen die Lootsen unter sich. Diejenigen, welche das Loos trifft, erwählen aus sich selbst einen Befehlshaber, dem sie unbedingten Gehorsam leisten müssen. Der Ertrag, welchen die eben so schwere als gefahrvolle Beschäftigung abwirft, theilen sämmtliche Lootsen zu gleichen Theilen unter einander. Er ist bei der Menge Anspruchmachender so gering, daß trotz des Strandsegens und der großen Genügsamkeit dieser Insulaner vor Anlegung der Badeanstalt doch häufig große Dürftigkeit, wenn auch nicht eigentliches Elend auf der Insel herrschte.

Die Helgolander, zu den Nordfriesen gehörend, sprechen unter sich ihr altfriesisches Idiom, verstehen aber alle ohne Ausnahme Hochdeutsch. Dies helgolandische Friesisch ähnelt der Mundart, welche auf den nordschleswig-

A. Diar komt en holl Tidd jüm uhn — liat ley wör.

H. Ley es. *)

A. Liat dü diar Stärtsee nog awer gung, dann mutt wi där dü Barlang hen satt.

(Alltomahl.)

Uhn Gotts Namen.

A. Nä es et en slecht Tidd, Mannthes! Hura! där dü Barlang hen!

(Alltomahl.)

Hura! Om en gudd Vertienst!

B. Dät Skepp sien Mastsayel slayt en Stücken.

C. Dü Maskwuat es sprungen.

D. He hett kehn Skepps Macht muar.

(B. zu A.) Watt fange wi uhn?

A. Uhn Burr, je ar je lieber, wi mutt ny en slecht Tidd passe om uhn Burr tu köhmen.

B. Dan mutt wi dü hier bös Tidd awer gung liat, dü See es allmächtig gröw, dät skell swöhr hol uhn Burr tu köhmen.

C. Wi mutt en skell uhn Burr, dät Skepp es uhn Sinken, si jüm nig, dat all dät Wulk uhn dü Pump es?

A. Stopp vör, skone Mastbeenk. Passe üp et Vörtog. Ru to, allerweegen.

A. (Recht but Skepp rabt A. tu dü Captain **) Wo kummt de Reis von dann?

Captain. Von Brasilien.

A. Wo geith de Reis na to?

Capt. Na Hamborg.

A. Da kommt eine hohle Brandung gegen an. Laßt liegen vorne.

H. Es liegt.

A. Laßt die letzte Sturzwelle noch vorüber, dann müssen wir durch die Brandung hinsetzen.

(Allzusammen.)

In Gottes Namen.

A. Nun ist eine schwache Brandung, Leutchen! Hurrah! durch die Brandung hin!

(Allzusammen.)

Hurrah! auf guten Verdienst!

B. Die Mastsegel des Schiffes zerschlagen in Stücke.

C. Die Mastschote ist gesprungen.

D. Das Schiff hat keine Macht mehr.

(B. zu A.) Was fangen wir an?

A. An Bord, je eher, je lieber, wir müssen auf eine schwache Brandung achten, um an Bord zu kommen.

B. Dann müssen wir hier die starke Welle übergehen lassen, die See geht allmächtig stark, es wird schwer halten, an Bord zu kommen.

C. Wir müssen, und sollen an Bord, das Schiff ist im Sinken, seht Ihr nicht, daß alle Mannschaft an der Bumppe ist?

A. Stark rudern vorne, halt' an Mastbank. Pass' auf's Vortau. Rudert zu. Von allen Seiten.

A. (Dicht beim Schiff ruft A. dem Capitän zu.) Wo führt Euch die Reise her?

Capitän. Von Brasilien.

A. Wohin geht Eure Reise?

Capit. Nach Hamburg.

*) Der Jüngste von Allen sitzt auf der vordersten Ruderbank.

**) Die nunmehrigen Anreden und Antworten geschehen (bis zu den drei Sternen) in einem Küstenplattdeutsch, dessen die meisten Schiffer kundig sind.

A. Is Hee ock unner Karantähn? oder hätt Hee ehnen reinen Gesundheitspass?

Capt. Mien Papieren sind rein, ick heff keen Karantähn.

A. Worin besteit de Ladung?

Capt. In Koffe und Zucker.

A. Will Hee Lootsen hebben, oder is nog besonders Help von Nöden?

Capt. Dat se'et Jih wull, dat ick nog besonders Help hebben mot, da min Volk von lange anholende Arbeit aff is, un ick dessfalls nig allehn Lootsen, sondern ohk Arbeitslüd' benödiget bin.

A. Hätt Hee sien Anker un Tauen nog vullständig?

Capt. Nä, ick heff man ehn mehr an, mine best Anker un Tau heff ick opp de Nordküst verlabren un darto is min Schipp schwahr leck.

A. Vorlangt Hee denn, dat wi mit alle Mann bi Em blievt?

Capt. As Jih mien Schipp un God retten könnt, ja wull.

A. Na, denn betalt Hee, falls wie sien Schipp un God glücklich in en seekern Hafen bringt, uns vör söstein Persohnen un de Schlotte fiftusend Mark Kurant.

Capt. Gott bewahr, dat is fähl Geld.

A. Nich to fähl, wi wagen ock us Leben un laaten uns von Fro un Kinner afköpen, um sien Schipp un God un Minschen to bargaen.

Capt. Na, ick will betalen, wat recht is.

C. Wat is recht? Wenn Hee mit sien Schipp erst glücklich binnen is,

A. Steht Ihr auch unter Quarantaine? oder habt Ihr einen reinen Gesundheitspaß?

Capit. Meine Papiere sind rein, ick habe keine Quarantaine.

A. Worin besteht die Ladung?

Capit. Aus Kaffee und Zucker.

A. Wollt Ihr Lootsen haben, oder ist noch besondere Hilfe vonnöthen?

Capit. Das seht Ihr ja wohl, daß ick noch besonders Hilfe haben muß, da meine Mannschaft von langer anhaltender Arbeit entkräftet ist und ick desfalls nicht allein Lootsen, sondern auch Arbeitsleute benödiget bin.

A. Habt Ihr Anker und Tawe noch vullständig?

Capit. Nein, ick habe nur eins noch, meine besten Anker und Tawe habe ick an der Nordküste verloren und dazu ist mein Schiff schwer leck.

A. Verlangt Ihr denn, daß wir mit der ganzen Mannschaft bei Euch bleiben?

Capit. Wenn Ihr mein Schiff und mein Gut retten könnt, ja wohl.

A. Na, dann bezahlt Ihr, falls wir Euer Schiff und Gut glücklich in den Hafen bringen, uns für sechzehn Personen und die Schaluppe fünftausend Mark Courant.

Capit. Gott bewahre, das ist viel Geld.

A. Nicht zu viel, wir wagen auch unser Leben und lassen uns von Frau und Kind abkaufen, um Euer Schiff und Gut und Menschen zu bargaen.

Capit. Nun, ick will bezahlen, was recht ist.

C. Was ist recht? Wenn Ihr erst glücklich mit Eurem Schiffe binnen

denn kriegt de Schiffmaklers Em faht. Denn is da nicks wäsen as moye Wedder un klare Luft, un ehn ohle Fro har Em binnen bringen kunnt.

A. Stell, hohl dü Mütt.

Capt. Laat et denn opp gode Männer ankahmen, wat de utspräcken, schall ues beidersiedig recht sih; un de Wahrheit to seggen, kann ick min Journal ja vörwiesen.

A. Obglik wi sehr oft karglich von gode Männer Utsprahk betahlt worden sind, so wöllt wi düttmal nog wedder uhs Leben bi Em wagen. Sehr hart un schwartfull is et uns aber, datt Jih uhs Land im Sommer nig kennt, un wi in Harfst un Winter nicks als Nothhelpers sien möht.

Capt. Dat liggt buten mien Kraft, genog, Jih hebbt nu öwer mien Schipp un God to befehlen. Maakt, dat Jih glücklich damit binnen kahmt.

A. *** (tu sien Manskap.) De Halleften uhn de Pump, un de Halleften rechte Sayels ab, wuar ja am basten passe, dan wat noch önnner Raa es, det is terreven. Du uhnt Ruhr stühre Südwest, om jäpp Weeter to wenne, dan mut wi Natthowen ihn, en dar dü Wahl Siele twesken det Lunn en dü Hallem dör.

B. Wat teenkst dü denn, skell wi uhn Südhowen tu Anker gung en nem en Anker en Tayw muar vant Lun uhn Burr?

A. Näh, de Winn es Nohren, wi mütt met iahns na de Ellew tu lense, om binnen tu köhmen.

B. Dan awerfalt üs dü Nagt iar wi en Howen wenn.

seid, dann kriegen die Schiffsmäkler Euch zu fassen. Dann ist da nichts gewesen als schönes Wetter und klare Luft, und eine alte Frau hätte Euch binnen bringen können.

A. Still, halt' das Maul.

Capit. Laßt es denn auf gute Männer ankommen, was die aussprechen, soll uns beiderseitig recht sein; un die Wahrheit zu sagen, kann ich mein Journal ja vorweisen.

A. Obgleich wir sehr oft karglich durch guter Männer Ausspruch bezahlt worden sind, so wollen wir dies Mal doch wieder unser Leben für Euch wagen. Sehr hart und schmerzvoll ist es uns aber, daß Ihr unser Land im Sommer nicht kennt und wir im Herbst und im Winter nichts als Nothhelfer sein müssen.

Capit. Das liegt außer meiner Kraft, genug, Ihr habt über mein Schiff und Gut zu befehlen. Macht, daß Ihr glücklich damit binnen kommt.

A. (zu seiner Mannschaft.) Die Hälfte an die Pumpe und die Hälfte richtet Segel auf, wo sie am besten passen, denn was noch unter dem Raa ist, das ist zerissen. Der Mann am Ruder steure Südwest, um ein tiefes Wasser zu finden, dann müssen wir in den Nordhafen und durch die Meerenge zwischen Land und Düne.

B. Was meinst Du denn, sollen wir im Südhafen zu Anker gehn und einen Anker und ein Tau von Helgoland an Bord nehmen?

A. Nein, der Wind ist Nord, wir müssen eilig nach der Elbe zu lenzen, um binnen zu kommen.

B. Dann überfällt uns die Nacht, bevor wir den Hafen finden.

A. Dätt mut diar üp uff, datt dü Loecht heno met Sannenännergang omklahrt, en dü Führen där köhm dät Luad mutt aber konterwierig gung.

B. Wan dät aber so junk bleift en wü si us twungen uhn dü Ellew tu ankern, wat dan? wi ha man iahn Anker en Tag, en dät hü Sturmwedder.

A. A! watt? wan dü Hemmel deelfallt, ley wi diar all äoner.

B. Nä, dann uhn Gotts Nahmen.

A. Stühre Süd-Süd-Ost! Lick twesken dät Lun en dem Hallem dör.

E. Fräsk Vulk hü dü Pump!

D. Well Maath!

A. Spöre Jüm ock datt dät Weeter männert?

E. Nähn, det is noch All det Salleske, diar es nog immer tree en huallew Futt Weeter uhnt Skepp.

A. (tu dü Mann uhnt Ruhr.) Stühre Süden, om dü Stört von dü Abd*) tu mieden.

B. Sönn er gudd Tagen fast uhn dü Rudder?

C. Ihrenfast.

B. Well, det es ock nödig, dann wann dat Skepp störrt, mütt dü Rudder uhs Liffberger wees.

A. (tu dü Mann uhnt Ruhr.) Stühre Süd-Ost en Süden, lick tu, es dü noyst Woy na de Ellew.

B. Na, wie skell Day nugg tu korrt köhmt.

A. Dät es nigg tu ännern, wi mutt et nem es et kommt.

A. Das muß darauf hin, daß die Luft sich mit Sonnenuntergang aufklärt und die Leuchtfeuer durchkommen. Das Loth muß aber immerwährend gehn.

B. Wenn das aber so dick bleibt und wir uns gezwungen sehen, in der Elbe zu ankern, was dann? Wir haben nur einen Anker und ein Tau, und das bei Sturmwedder.

A. Ei was! wenn der Himmel niederfällt, liegen wir Alle darunter.

B. Nun denn, in Gottes Namen!

A. Steure Südsüdost! gerade zwischen In'el und Düne durch.

E. Frische Mannschaft an die Pumpe!

D. Wohl, Kamerad!

A. Spürt Ihr, daß das Wasser sich mindert?

E. Nein, das ist noch immer das nämliche, da ist noch immer drei und ein halb Fuß Wasser im Schiff.

A. (zum Mann am Ruder.) Steure Süd, um die Sturzwelle der Abd zu meiden.

B. Sind die Taue gut fest im Ruderboot?

C. Eisensfest.

B. Nun, das ist auch nöthig, denn wenn das Schiff stürzt, muß das Ruderboot unser Lebensretter werden.

A. (zu dem Mann am Ruder.) Steure Südost und Süd. Gerade zu ist der nächste Weg in die Elbe.

B. Ja, wir werden Tageslicht genug zu kurz kommen.

A. Das ist nicht zu ändern, wir müssen es nehmen, wie es kommt.

*) Abd, die Südspitze der Sandinsel, welche Helgoland gegenüber liegt. Eine Sturzwelle zertrümmert hier einen Dreimaster.

B. Dat Lun bejunktet uhn de
Kääk. Wi mutt üp siev Gleys*)
luade.

A. Ja, uhnt sösst Gleys senn wü
vör dü Grün.

B. En dann es et Nagt.

A. Liat üs man iarst diar iahn
üp nem, dan wen wi muar Mudd.

B. (tu all de Uhren.) Prost üp
moy Wehr en klar Hemmel!

(Alltomahl.)

Dat jieh w Gott!

B. Helgoland wird vom Wetter
verdunkelt. Wir müssen bei dem fünf-
ten Glase sondiren.

A. Ja, bei dem sechsten Glase sind
wir an der Untiefe.

B. Und dann ist es Nacht.

A. Laß uns nur erst einen darauf
nehmen, dann kriegen wir mehr Muth.

B. (zu allen Andern.) Prosit auf
gutes Wetter und klaren Himmel!

(Alles zusammen.)

Das gebe Gott!

Die Halligen.

An der Nordwestküste Schleswigs liegt ein Archipelagus von bedeutender Ausdehnung. Diese Inselwelt im deutschen Norden ist so wenig gekannt, daß man nicht mit Unrecht sagen kann, nur die Bewohner derselben und die Seefahrer wissen von ihr. Die letzteren, in so fern sie andern Nationen angehören, kennen sie auch nur als eine Gegend im Meere, die schwer zu befahren ist und jedem Schiffe ohne ganz zuverlässigen Piloten Gefahr und Untergang droht. Und doch ist dieses äußerste Thule germanischen Lebens, germanischer Bildung und Sitte nicht bloß als Landschaft sehenswerth, es verdient noch weit mehr deshalb die Beachtung aller deutschen Stämme, weil es die Wiege altgermanischer Cultur im Norden war, weil an dem starken Geschlecht dieser stolzen Insulaner alle Versuche Fremder und Einheimischer, ihm die Freiheit zu verkürzen, es zur Knechtschaft herabzuwürdigen, immer und immer scheiterten.

Wenn man von der rothen Felsenklippe Helgolands in schnellsegelnder Sloop über die rauschenden Thäler der grünen Wogen ostwärts steuert, zeigen sich nach einigen Stunden glücklicher Fahrt erst wankende Baumwipfel, dann lange Reihen einzeln neben einander stehender Häuser über dem blinkenden Spiegel des Meeres. Später entdeckt das bewaffnete Auge die röthlichen Mauern hoher Kirchthürme und hinter diesen bergartige Formen, die häufig ihre Gestalt wechseln, je nachdem das ansiegelnde Schiff nord- oder südwärts steuert. Bald scheint es, als ragten mitten aus der strudelnden Meerfluth hohe, kahle Felsenriffe empor, bald bietet dem erstaunten Auge eine Reihe kegelförmiger Berge, dann wieder ein zusammenhängendes Gebirge steiler Felszacken

*) „Gleys“, halbe Stunde.

sich dar, bald endlich schwimmen vereinzelt im Meere hohe, steile und breite Inseln, gleich sonderbar gestalteten Felsenblöcken. Fragst Du den Schiffer, wela ein wunderbares Land dies sei, das in meilenweiter Ausdehnung wie eine Märchenwelt dem geheimnißvollen Schooße des Meeres entsteigt, so giebt er Dir lächelnd zur Antwort: „Herr, wir kommen in die Halligen.“

Noch vor drittelhalb Jahrhunderten lag ein großes, fruchtbares Land, die umfangreiche, von 70 Kirchspielen bevölkerte Insel Nordstrand an der Nordwestküste Schleswigs. Die furchtbare Sturmfluth des Unglücksjahres 1634, welche nach den Aufzeichnungen der Chronisten über 30,000 Menschen das Leben kostete, verschlang zwei Drittheile des bewohnten Insellandes, zerriß die breite Erdofläche, bildete die beiden größeren Inseln Nordstrand und Pellworm, und ließ als traurige Ueberreste des ehemals vorhandenen Landes die kleinen Erdbrocken übrig, welche den Namen „Halligen“ führen.

Solcher „Halligen“ giebt es gegenwärtig noch 13 bis 14. Es sind Eilande, deren fetter Kleiboden sich nicht über 3 oder 4 Fuß über die Meeresfläche erhebt und nichts hervorbringt, als ein karges Gras und hartes Schilf. Jede Springfluth, jeder Sturm peitscht die salzigen, schmutzig-grauen Wogen über diese schutzlosen Inseln hin und läßt keine Saat, keine Blume, keinen Strauch, keinen Baum auf ihnen gedeihen. Es giebt auf den „Halligen“ weder Bäche noch Brunnen, weder Hügel noch Thal; kein Vogel nistet auf diesen traurig öden Länderbrocken, nur das schrille Geschrei der Möven, das Kreischen des Sturmvogels, das ängstliche Rufen der Strandläufer unterbricht die Stille des Tages, die tiefe Ruhe der Nacht.

Dennoch wohnen Menschen auf diesen unheimlichen Brocken mitten im tückischen Meere, Menschen, die sich glücklich fühlen in ihrer Abgeschiedenheit von der Welt, Menschen, achtunggebietend durch Bildung, edle Sitteneinsicht, tiefe Religiosität und durch ihren Muth im Dulden, durch ihre Ausdauer in Gefahren, die von Hunderttausenden nachgeahmt zu werden verdienen.

Die Halliglande unterscheiden sich von den Inseln Pellworm, Nordstrand und Föhr dadurch, daß sie nicht eingedeicht, mithin jedem Angriff hoher Fluthen vertheidigungslos ausgesetzt sind. Nicht bloß die flachen, meistentheils aus Schlick bestehenden Inseln dieses Meeres, auch alle Küstenlande bis tief hinein an Elbe und Weser sind mit Deichen umgeben, d. h. mit 20 bis 24 Fuß breiten, 14 bis 16 Fuß hohen Erddämmen, die ganze Wälder in ihrem Innern bergen, um sie der Vernichtungswuth der See unzugänglich zu machen. Man pfllegt sie an ihrer schiefen Abdachung mit einem dichten Netz künstlichen Strohgeflechtes zu umstricken, das fest in den fetten Kleiboden eingepflückt wird. Am Fuß der Deiche rammt man Reißigzäune ein, die weit hinaus laufen in den grauschwarzen Schlick und als Wogenbrecher gute Dienste leisten. Ueber diese Zäune stürzt zur Fluthzeit das aufrollende Meer mit furchtbarem Gebrüll, doch zerschlägt sich die feste Woge an dem hunderttausendarmigen Geäst, verliert dadurch ihre Gewalt und rollt als machtloser Schaum

furend viele Fuß hoch an dem Strohnetz der Deiche empor. Nur in ganz außerordentlichen Fällen, wenn die Nordweststürme Tage und Nächte lang wüthen, wenn ungeheure Wasserberge, von der Springsluth gehoben, aus dem atlantischen Meere sich durch den Canal und um die felsigen Küsten Schottlands in die deutsche See wälzen, nur dann kommt es vor, daß alle Vorkehrungen des Menschenfleißes sich nutzlos erweisen. Die Fluth erreicht dann eine Höhe von 40 bis 50 Fuß, bohrt sich ein in die festesten Deiche, zerschlägt Pfahl- und Steinwerk und zerstört Alles, was ihr in den Weg kommt.

Was die eingedeichten Land- und Inselstriche nur bei ungewöhnlich hohen Fluthen zu befürchten haben, das müssen die Halligmänner unendlich oft erleben — Ueberschwemmungen des kargen Stückchen Landes, das ihre zerbrechliche Hütte trägt.

Trotz dieser täglich drohenden Gefahren leben die Bewohner der „Halligen“ doch zufrieden, sind glücklich in ihrer Meereinsamkeit, ja fühlen sich unglücklich in den paradiesischsten Gegenden der Welt und kehren, gleich den Söhnen der Schweizeralpen, von Heimweh getrieben, aus fernen Weltgegenden immer wieder zurück auf ihr unfruchtbares Eiland.

Einige dieser „Halligen“, wie Nordmarsch, Langenes, Oland, Gröde, sind ziemlich stark bewohnt und bilden Kirchspiele, in welche die kleineren „Halligen“, wie Apelland, Habel, Hamburgerhallig, Nordstrandischmoor u. s. w., eingepfarrt sind. Der eigenthümlich pittoreske Anblick dieser Halligwelt, der mit nichts zu vergleichen und ganz einzig in seiner Art zu nennen ist, rührt von der Bauart der Häuser her. Da nämlich alles Halligland, wie schon bemerkt, unendlich flach ist und bei Ueberschwemmungen nicht einen Punkt darbietet, der als Zufluchtsstätte dienen könnte, bauen sich die Bewohner dieser Eilande künstliche Berge. Bei Errichtung jeder neuen Wohnung wird ein breiter, gewöhnlich 16 bis 20 Fuß hoher Erdhügel aus schwerem Lehmboden errichtet und in diesen künstlichen Berg tief und fest starke Balken eingerammt, auf welchen das hohe Dach des immer nur einstöckigen Hauses ruht. Dieser hohe Erdhügel heißt „Warst“ und ist die alleinige Rettung der Halligbewohner, wenn Sturm und Fluth ihr Vernichtungswerk beginnen. Denn selbst in dem zum Glück nur selten vorkommenden Falle, daß ungewöhnlich hoch aufrollende Sturmfluthen über die Warst heraufschlagen, die Backsteinwände des Hauses zertrümmern und Alles, was darin ist, zerstören oder fortschwemmen, pflegt doch der Boden des hohen und sehr fest gestochten Strohdaches für die Bewohner ein sicherer Zufluchtsort, der treue Strand zu sein, wo sie ihre werthvolle Habe und die wenigen Schafe bergen, die auf der Hallig Nahrung finden. Nur wenn Sturm und Fluth zu lange wüthen, die Warst durchwühlen und die festgerammten Stützen des Hauses umstürzen, ist Alles verloren und der Halligbewohner wird rettungslos ein Opfer der brüllenden See.

Ein solches Schicksal brach über die „Halligen“ herein im Februar 1825. Damals erreichte die Springsturmfluth eine Höhe von nahe an 40 Fuß, wälzte ihre vernichtenden Wasserberge über die schuglosen Eilande dahin und verwüstete sie dergestalt, daß die Strandbewohner des Festlandes nicht mehr an deren Fortbestehen als Wohnstätten glaubten. Allein der Halligmann hängt, wie schon bemerkt, mit unglaublicher Liebe an dem sturmumbrauften Stück Erde, wo seine Wiege stand. Wer durch wunderbare Fügung des Himmels aus jener entsetzlichen Todesnacht sein Leben von den Halligbewohnern rettete, der dachte, als die Fluthen sich verlaufen hatten, zuerst wieder an Herstellung des heimischen Heerdes, und bald erhoben sich auf den erhöhten Warften abermals stattliche Häuser, erbaut und eingerichtet in der den Insel-friesen liebgewordenen Weise der Väter.

Führen nun diese im wilden Meere fast Verlorenen ein von der ganzen übrigen germanischen Welt völlig abgeschnittenes Leben voll Gefahren, so darf man doch nicht glauben, daß sie sich deshalb unglücklich fühlen. Im Gegentheil! Vertraut mit der See und ihren Lücken, erlangen sie frühzeitig eine Selbstständigkeit, Willenskraft und Todesverachtung, wie man sie in gleicher Weise nur selten findet. Die vereinsamte Lage treibt sie naturgemäß auf das ihnen feindliche Element, lehrt sie es benutzen zu ihrem Vortheil und gewährt ihnen Nahrung und Unterhalt. Die auf den „Halligen“ geborenen Männer widmen sich fast ohne Ausnahme der Schifffahrt und lernen als geborene Seefahrer gewöhnlich die fernsten Welttheile kennen. Vom Schiffsjungen auf dienend, das Seewesen praktisch erlernend, steigen sie vom Matrosen zum Steuermann, vom Steuermann zum Capitän auf, führen als solche reich befrachtete Kauffahrteischiffe Hamburger, Altonaer und anderer Handelsherren weit über die nordischen und südlichen Meere und erwerben sich, stößt ihnen nicht ein Unglück zu, das sie frühzeitig in den salzigen Wogen begräbt, in der Regel ansehnliches Vermögen. Mit diesem Erwerb früher Jahre kehren sie dann heim auf die öde menschenleere Hallig, beziehen das elterliche Haus, statten es mit städtischem Comfort aus und führen ein stilles, glückliches, patriarchalisches Leben im Kreise der Ihrigen. Ueberrascht sie nicht die todbringende Sturmfluth, so erreichen sie gewöhnlich ein hohes Alter und sehen oft ihre Enkel noch als jugendlich-kräfzige Steuerleute schmucke Schiffe nach beiden Indien steuern.

Bewohner hoher Gebirge sind gewöhnlich einfach von Sitten, muthig und fromm. Das Gleiche findet man bei Insulanern, deren ganze Existenz, so zu sagen, von des Himmels Barmherzigkeit abhängt. Frömmere, gottesfürchtigere, wahrhaft christlichere Menschen als die Halligbewohner mögen schwer zu finden sein. Es wurzelt in diesen Insulanern ein so festes Gottvertrauen, daß sie uns damit unwillkürlich Achtung einflößen; und dieses Gottvertrauen ist um so schätzenswerther, als es sich paart mit gründlichem Wissen. Ein Mann der Hallig, der 20 Jahre und länger das Meer befahren, der

hundert Stürme überlebt hat, ist ein Weiser gegen den Bauer des Binnenlandes, der fest und sicher auf seiner Scholle sitzt. Es ist nichts Seltenes, diese schlichten Männer ein halbes Duzend Sprachen geläufig reden zu hören. Ihre friesischen Wohnungen bergen im eichengeschmückten Schrank der niedrigen, sauberen, mit kleinen bunten Kacheln ausgelegten Stube deutsche, englische und französische Classiker. Mathematische Instrumente und einen weittragenden Tubus findet man häufig nebst mancher kostbaren Seltenheit ferner Welttheile. Nirgends kann man traulichere Abende erleben, als in solch einer meerumrauchten Halligwohnung, wenn der blinkende Theekessel singt, die Hausfrau mit den schlanken, rothigen Töchtern den Tisch deckt, feinstes Weißbrot, honiggelbe Butter und andere Leckereien aufrägt und die Männer Geschichten aus ihrem Leben erzählen.

Die Häuser der Halligbewohner gleichen denen der übrigen Nordfriesen auf der Westküste Schleswigs und den größeren friesischen Inseln. Zum Schutz gegen die hohen Brandungswellen gewöhnlicher Springsluthen können Thür und Fensterläden, aus starkem Eichenholz gezimmert, mit Riegeln fest verschlossen werden. Die Wand des Wohnzimmers ist wenigstens da, wo der niedrige, viereckige, gußeiserne Ofen steht, immer mit bunten, hell glänzenden Kacheln ausgelegt. Zu beiden Seiten, bei Reicheren auch durch eine Glashür vom Wohnzimmer getrennt, in die Wand hineingebaut, befinden sich die breiten Lagerstätten, entweder durch Thüren zu schließen, oder durch buntzeugene Vorhänge neugierigen Blicken zu verbergen. Abbildungen von Schiffen, die ehemals der Besitzer selbst als Capitän über die Meere führte, oder bei Aermern, welche bloß Küstenschiffahrt treiben, Darstellungen aus der biblischen Geschichte oder von schlecht gezeichneten Schiffbrüchen, zieren die Wände. Aus der Flur nach dem obern Bodenraume führt eine Treppe, die abgebrochen werden kann. Dahinauf flüchten die Bewohner, wenn die Sturmfluthen die Warft zu zerstören drohen. Auch schaffen sie dann alle Sachen von Werth, die großen Truhen mit Leinen- und Silberzeug, die Schafe, welche der dürstige Erdstreck nährt u. s. w., in solchen Stunden entseßlicher Gefahr auf den Boden, wo das Verlaufen der wilden Gewässer abgewartet wird, falls sie nicht in zu ungezähmter Wuth mit der Warft auch die Stützen des Daches hinwegspülen.

F ö h r .

(Mit Abbildung.)

An das Inselmeer der „Halligen“ schließen sich die eigentlichen nordfriesischen Inseln, welche bis zur jütischen Grenze sich um die Westküste Schleswigs lagern. Bekannt, ja gewissermaßen berühmt unter diesen durch das in



gez. v. J. H. Sandter.

gest. v. J. Gray.

WICKER AUF FÖßER.

der Insel liegend, bilden eine fortlaufende Reihe an einander stoßender Höfe, mit reichem Buschwerk umgeben. Zu beiden Seiten ziehen sich blühende Saatzfelder und Wiesengelände hin, die einen freundlichen Anblick gewähren. Die Namen all dieser Dörfer klingen ächt friesisch, indem sie sich mit Ausnahme des Ortes „Süderende“ alle auf um endigen. Es giebt auf Föhr ein Wrixum, Boldixum, Devenum, Midlum, Nieblum, Akkersum, Burgsum, Oldsum u. s. w. Die Bewohner dieser Ortschaften leben größtentheils von Ackerbau und Viehzucht, ganz im Gegensatz mit den Söhnen anderer Felseninseln, die sich auf allen Meeren herumtummeln. Besonders stark und ergiebig ist auf Föhr der Gersten- und Buchweizenbau, von welchen Getreidearten bedeutende Quantitäten ausgeführt werden.

Wyck, der bedeutendste Ort der Insel, mit dem Festlande Schleswigs durch eine regelmäßig gehende Fähre nach Dagebüll verbunden, verdankt seine Entstehung geflüchteten Halligbewohnern. Als nämlich im Jahre 1634 die Insel Nordstrand unterging und viele Halligen gänzlich zerstört wurden, zogen die übrig gebliebenen Bewohner derselben nach Föhr und bauten sich hier an dem hohen Strande der Ostküste an. Die früheren Bewohner Wycks waren vorzugsweise Seefahrer; auch heutigen Tages zählt der Ort noch eine beträchtliche Menge Schiffscapitäne und viele Küstenfahrer. Die günstige Lage Wycks an der sogenannten „Schmalteise“, der Hauptwasser- und Verbindungsstraße zwischen dem Festlande und den Westseeinseln wies die Bewohner des Ortes von Anfang an auf die Schifffahrt hin und machte ihn bald zu einem wichtigen Handelsplatze. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zählte Wyck bereits 181 Häuser. Durch die zerstörenden Fluthen von 1717 und 1720 wuchs der Ort bedeutend, da sich abermals geflüchtete Halligbewohner daselbst niederließen.

Die Föhringer warfen sich mit besonderem Eifer auf Robbenschlag und Wallfischfang, der auch gegenwärtig noch viele beschäftigt. Dadurch erwarben sie sich einen so bedeutenden Namen, daß auch fremde Grönlandsfahrer, wie Engländer und Holländer, am liebsten Föhringer Wallfischfängern die Leitung ihrer Schiffe übertrugen. Schon um diese Zeit entstanden Navigationschulen auf den friesischen Inseln, die immer mehr Verbreitung fanden. Alte, erfahrene Seefahrer unterrichteten hier die heranwachsende Jugend, und wer die Absicht hatte, auf der See sein Glück zu suchen, der erwarb sich schon frühzeitig nautische und mathematische Kenntnisse, um dereinst als Steuermann oder Capitän die Führung großer Seeschiffe übernehmen zu können.

In solcher Weise wurden fast alle Inselriesen, besonders aber die Wycker auf Föhr und die Sylter ein sehr seetüchtiges Geschlecht, das es sich zum Grundsatz machte, immer nach dem Höchsten zu streben und nicht nachzulassen, bis dies Höchste erreicht sei. Ein edler Wettseifer besetzte von jener Zeit an die jungen Inselriesen, ein Wettseifer, der sich in neuester Zeit wo möglich noch

gesteigert hat. Kein Frieser, welcher der Seefahrt sich widmet, begnügt sich mit einem niedrigen Dienste. Er beginnt die Schiffskunde praktisch als Matrose zu lernen, arbeitet sich immer mehr heraus und ist erst zufrieden, wenn er tadellos das Capitänsexamen bestanden hat. Als Capitän befährt er dann auf Schiffen Hamburger, Altonaer, Flensburger und Kopenhagener Kaufleute Jahre lang alle Meere, um, hat er sich hinreichendes Vermögen erworben, heimzukehren auf seine Insel. Hier bekleidet er dann irgend ein Gemeindeamt, sorgt als Strandvogt für ein geordnetes Strandwesen, oder lebt auch in patriarchalischer Ruhe der Erinnerung und stillen Studien. Ungeachtet der vielen Unglücksfälle, die der gefahrvolle Robben- und Wallfischfang in den nordischen Meeren mit sich führte, indem er oft in einem Jahre den Inselriesen hundert und mehr der kühnsten Männer raubte, mehrte sich die Zahl der Seefahrer doch mit jedem Jahre. Um das Jahr 1780 erreichte dieselbe ihre größte Höhe. Damals nämlich zählte die Insel Föhr allein 1500 Seefahrer, Sylt deren 600. Selbst die kleine Hallige Hooge stellte deren um jene Zeit 93. Ein halbes Jahrhundert, in welcher Zeit die Inselriesen namentlich stark nach West- und Ostindien fuhren, lichte ihre Reihen gewaltig, da in Folge des heißen Klimas und der dort herrschenden tödtlichen Fieber sehr viele starben. Dadurch war um 1820 die Zahl der fähringer Seefahrer bis auf 506, die der Sylter 1825 auf 329 und jene von Hooge 1835 auf 20 herabgesunken. Gegenwärtig nähren sich sowohl auf den friesischen Inseln wie auf den Halligen ungleich mehr Menschen durch Ackerbau und Viehzucht.

Wyck ist als Seebadeanstalt weltbekannt und sehr besucht. Auch bietet es manche andern Nordseebädern fehlende Vortheile dar. Einmal kann der Fremde auf Föhr mehr Abwechslung des Lebens finden, als andernwärts, da es doch immer eine Insel von einigem Belang ist. Besitzt sie auch gerade keine seltenen romantischen Reize, so gewähren Spaziergänge durch die fruchtbaren Ländereien, die reinlichen, schmucken Dörfer immerhin Vergnügen. Auch ist der Anblick der Halligen, deren auf den hohen Warften ruhende Häuser auf den Fluthen zu schwimmen scheinen, bisweilen auch bei eigenthümlichen Luftverhältnissen hoch in den Himmel hinaufragen; ferner, namentlich bei Sonnenauf- und Untergang, die seltsam schimmernden Spitzen der Sanddünen auf Amrum und Sylt höchst eigenthümlich und fesselnd. Außerdem gilt das Seewasser bei Wyck für das heilkräftigste, da es 270 bis 300 Gran salzige Bestandtheile enthält. Der Badestrand, kaum eine Viertelstunde von dem Flecken entfernt, besteht aus steinfestem, feinkörnigem Sande, dacht sich sanft ab und eignet sich dadurch ganz vorzüglich für den Brandungssturz der heranrollenden Wogen.

Für die Badegäste bieten die niedlichen Wohnungen Wycks hinreichende Unterkunft, auch ist das Leben nicht zu theuer. Gewöhnlich erhält man ein freilich nicht sehr großes Zimmer für wöchentlich 4 Mark 8 Schilling.

Sämmtliche Dörfer der Insel Föhr bilden drei Kirchspiele, St. Nicolaus, St. Johannis und St. Laurentius. Diese Kirchen sind ansehnliche Bauten in altenglischem Style mit starken, hohen, schwerfälligen Glockenthürmen. Weit sichtbar im Meere, dienen sie den Schiffen, namentlich den Küstenfahrern als Leitsterne, indem ihre Stellung zu einander, ihre geringere oder weitere Entfernung, endlich ihre gegenseitige Deckung den Ansegelnden ein Zeichen ist, wie sie steuern sollen. Eigenthümlich muß es ferner genannt werden, daß die Kirchen auf Föhr wie auf Sylt gewöhnlich nicht im Orte selbst, sondern etwa 5 Minuten davon entfernt mitten zwischen wallenden Saatsfeldern liegen. Ein wirklich sehenswerther Bau auf Föhr ist die St. Johannis-Kirche, hart an dem wohlhabenden Dorfe Niblum gelegen.

In Holstein und Schleswig herrscht bekanntlich die Sitte, jedes einzelne Stück Acker-, Wiesen- und Holzland mit Hecken zu umgürten, die man auf Erdauswürfe pflanzt. Solche Hecken nennt man „Knicke“, die umknickten Ländereien selbst aber „Koppeln“. Auf die nordfriesischen Inseln hat sich diese Sitte nicht verpflanzt. Nur um die einzelnen Höfe und Häuser der Dörfer ziehen sich zum Theil hohe und künstlich aus Steinen erbaute Wälle mit lebendigem Holz, die Acker und Wiesen sind nur durch schmale Raine und Feldwege von einander geschieden. Dieser Wegfall der Koppeln und Knicke würde den aus Innerdeutschland Kommenden ganz zurückversetzen mitten in's deutsche Festland, sagte ihm nicht die eigenthümliche Bauart der Häuser, die alten, einsam in den Feldmarken liegenden Kirchen und die ihm begegnenden Menschen, daß er sich an den äußersten Grenzen germanischer Welt befinde.

Die Tracht der Frauen und Mädchen auf Föhr gehört wohl mit zu den auffallendsten, zugleich aber auch anziehendsten in dem überaus bunten Trachtengewirr Nordalbingiens. Sie ist eine hohe Zier dieser schlanken Insulanerinnen, deren Teint überaus zart, deren Züge edel, fein geformt und ungemein anziehend zu nennen sind. Will der Fremde die Föhringerinnen in Menge sehen, so rathe ich ihm, Sonntags hinaus zu pilgern auf's Land und wo möglich recht weit hinein in's Innere der Insel. Dann wird er bei heiterm Sommerwetter ganzen Schaaren lustiger, blühend frischer Mädchen begegnen, an deren großen, hellen Schelmenaugen er sich eben so sehr wie an ihrem malerischen Costüm Aug' und Herz laben kann. Frauen und Mädchen pflegen sich nämlich in sehr dunkle einfarbige oder doch nur klein und dürrig geblumte Zeuge zu hüllen. Rock und Spenzer sind dabei gleichfarbig, in der Regel sogar auch das Kopfstuch, das in Gestalt eines Turbans mit malerisch verschlungenen Zipfeln um die feine Stirn gelegt wird, so daß es den Haarwuchs gänzlich verbirgt. Mädchen tragen diesen Turban, wenn man den sehr kleidsamen Kopfsputz so nennen darf, offen, Frauen legen einen brennend rothen Lappen in die obere Oeffnung und bedecken damit die Haarflechten. Ein ziemlich breiter Streif von mattem Kornblumenblau bildet den Saum des Rockes, eine Einfassung von gleicher Farbe verziert die Achselhöhlen. Zu beiden Seiten der

Brust, desgleichen am Handgelenk tragen Frauen und Mädchen ungemein zierlich gearbeitete hohle Silberknöpfe, oft von der Größe einer Wallnuß, während der Gürtel an der leider zu kurzen Taille mit einer sehr großen, ebenfalls aus durchbrochener Silberarbeit bestehenden Schnalle im Rücken festgehalten wird. An Werkeltagen vertauschen die Föhringerinnen diese höchst kleidsame Tracht mit einem weniger ansprechenden Anzuge. Sie gehen dann nämlich fast ganz schwarz und pflegen sich das Gesicht dabei dergestalt zu verhüllen, daß wenig mehr als die Augen davon zu sehen ist. Sollte man nicht meinen, mitten in Arabien unter Beduinen zu weilen, wenn diese wunderbarlich verummumten Gestalten hinter Hecken und Gerstenfeldern auftauchen?

Sitten und Gewohnheiten sind auf Föhr denen bei den übrigen Nordfriesen fast ganz gleich, nur in einer Hinsicht machen die Föhringer von denen ihrer nordischen Brüder eine kleine Ausnahme, bekunden aber gerade darin ihre ächte altgermanische Abkunft. Es pflegen nämlich die heirathslustigen Burschen des Abends und oft spät bis in die Nacht hinein die jungen Mädchen zu besuchen, ganz so, wie dies in der Schweiz, in der Probstei Holsteins und auf der Insel Fehmarn ebenfalls Sitte ist. Diese nächtlichen Besuche heißen auf Föhr „Korteln“ und haben mindestens ein und denselben Zweck mit den „Haljunker gängen“ der Sylter. Auf den übrigen Inseln der Westsee kennt man diesen Gebrauch nicht. Daß er der Unsitlichkeit Vorschub leisten solle, wie Manche behaupten, scheint mir nicht wahrscheinlich, wenn auch zugegeben werden muß, daß derartige Volksgebräuche nicht geeignet sind, die heranwachsende Jugend zu moralischem Lebenswandel zu erziehen.

Die gewöhnliche Sprache der Bewohner Föhrs unter einander ist die friesische. Häufig hört man, am meisten von bejahrten Leuten, das Altfriesische sprechen, von welchem eingefleischte Föhringer behaupten, es sei das ursprüngliche Friesisch, das schon von den Cimbern gesprochen wurde, ehe sie den großen Zug nach Italien unternahmen. Alt, sehr alt ist das friesische Idiom auf Föhr jedenfalls, vielleicht älter, als auf dem benachbarten Sylt, das ungleich weicher klingt und schon dadurch leichter verständlich wird, daß es in ganzen Sätzen eine auffallende Verwandtschaft mit dem heutigen Englisch hat. Der häufige Verkehr mit Großbritannien, vielleicht auch die uralte Stammesverwandtschaft dieser kräftigen Inselriesen mit den jetzigen Bewohnern Englands dürfte dies leicht erklären. Daher kommt es auch, daß der eingeborne Sylter, wenn er als Matrose zur See geht, in der Regel binnen Monatsfrist geläufig und sehr bald vollkommen fertig englisch sprechen lernt.

Ueber die älteste Geschichte Föhrs fehlen zuverlässige Nachrichten. Darf man alten Sagen, die zum Theil noch im Munde des Volkes leben, Glauben schenken, so scheint altrömischer Tempeldienst bis in diesen hohen Norden gedrungen zu sein. Die Sage kennt wenigstens einen Tempel des Jupiter auf Föhr, und der wackere Dankwerth hat die Stätte desselben auf seiner Karte dieser Inselwelt von 1240 angegeben. Erwähnung verdient es auch, daß eine

in England gebräuchliche Geldsorte in den alten Hebungsregistern der Insel sich vorfindet, was auf eine Betheiligung föhrender Männer an dem großen Zuge der Angelsachsen nach England hindeutet.

Die Geschichte Föhrs hängt eng zusammen mit jener ganz Nordfrieslands. Immer lagen ihre freiheitsliebenden, stolzen Bewohner im Streite mit Dänemark, dessen Könige es sich von jeher viel Mühe kosten ließen, den stolzen Nacken der Friesen zu beugen, was ihnen niemals vollkommen gelungen ist. Dänischer Troß und Uebermuth fand immer den hartnäckigsten Gegner an friesischer Zähigkeit und Unabhängigkeitsliebe. Selbst in allerneuester Zeit, wo die Uebergriffe Dänemarks die Bewohner Nordalbingiens, die treuen Holsten, die fleißigen Sachsen, die biderben Dithmarsen und die unbeugsamen Friesen zu gemeinsamer Erhebung genöthigt haben, selbst jetzt war der Widerstand der Inselfriesen ein so demüthigender für die Dänen, daß sie bald genug die occupirten Inseln wieder verließen.

Im 14. Jahrhundert kam Föhr unter die Oberhoheit des holsteinischen Grafenhauses. Eine lang dauernde, äußerst hartnäckige Fehde König Waldemars IV. von Dänemark mit dem mächtigen Geschlecht der Lembeck, dem ganz Westerlandföhr gehörte, und welche nach langem Kampfe mit der Flucht des damaligen Hauptes der Familie, des berühmt gewordenen, noch heute in Lied und Sage fortlebenden Klaus Lembeck nach der Widingharde in Nordschleswig endigte, nöthigte die Nachkommen desselben, ihr Besizthum an die Königin Margarethe für 5000 Mark Silber zu verpfänden. Das Pfand konnte später nicht wieder eingelöst werden. So kam ganz Westerlandföhr an Dänemark, ward ein Theil des Amtes Ripen, zu dem es noch heutigen Tages gehört, erhielt dänische Beamte und dänische Einwanderer und brachte dadurch nach und nach jene gemischten Elemente in Föhrs westliche Bevölkerung, die mancherlei Reibungen in Zeiten nationaler Bewegung hervorbringen müssen. Dänische Sprache ward dadurch ebenfalls heimisch auf Föhr, wird fast so häufig im westlichen Theile der Insel gesprochen, wie das einheimische Friesisch und weicht nur im Verkehr mit Fremden dem Hochdeutsch, in dem sich die Inselfriesen trefflich auszudrücken verstehen.

Die Rechtsverhältnisse Föhrs haben wie auf Helgoland viel Ursprüngliches, uralt Volkethümliches. Auf der ganzen Insel, sowohl in Osterlandföhr, das zum schleswigschen Amte Tondern gehört, wie in dem dänischen Westerlandföhr entscheiden Volksgerichte. Das Volk im weiteren Sinne ist auch alleiniger Herr des Landes, da es auf der ganzen Insel keinen einzigen adligen Gutsbesizer giebt.

Seit 1806 hat Föhr auf der Ostküste bei Wyck einen zwar beschränkten, aber sehr sichern Hafen, der selbst bei den heftigsten Stürmen guten Schutz gewährt. Von diesem Hafen aus wird die Verbindung mit dem schleswigschen Festlande durch ein Fährschiff unterhalten, das zweimal in jeder Woche von Föhr nach Dagebüll und umgekehrt zu segeln pflegt. Mit völliger Sicherheit

kann man jedoch auf diese Gelegenheit niemals rechnen, da Wind und Fluth, nicht Menschen in diesen seichten Gewässern alleinige Gebieter sind. Es vergehen daher auch Wochen im schlimmsten Falle, wo der Verkehr mit dem Festlande völlig aufhört. Fremde, welche die Insel zu besuchen wünschen, thun immer am besten, etwa von Husum aus ein eigenes Fahrzeug zu miethen, was zwar etwas kostspielig, dafür aber auch genussreich ist, da sie auf der Fahrt durch die Halligen diese merkwürdigen Silande besuchen und genau in Augenschein nehmen können.

Sylt.

Die interessanteste und eben darum auch sehenswertheste Trümmer dieser zum größten Theil bereits untergegangenen Welt ist Sylt. Man kennt diese Insel kaum dem Namen nach in Deutschland, man besucht sie noch seltener. Nur wenige reiseflustige Touristen haben sie in neuerer Zeit betreten, unter diesen der bekannte Kohl, der denn auch Mancherlei über sie geschrieben hat. Dennoch ist sie bis jetzt der gesammten deutschen Welt fast noch eine terra incognita.

In einer Beschreibung der wichtigsten und sehenswerthesten Punkte unserer Nordsee, dünkt mich, darf Sylt nicht fehlen. Niemanden wird es gereuen, seinen Fuß an den wunderbaren Strand dieses Eilandes zu setzen, das einem geheimnißvollen Märchen der nordischen Welt zu vergleichen ist.

Nach Sylt zu gelangen, hat allerdings seine Schwierigkeiten, die den an die Bequemlichkeiten weich gepolsterter Postwagen gewöhnten Reisenden wohl abschrecken können. Regelmäßige, prompte Postbeförderung bis nach Hoyer, dem Ueberfahrtsorte an der Küste von Schleswig, giebt es nicht. Eine Reise quer durch das Festland Nordschleswigs über den öden, baum- und menschenleeren Haiderücken der Geest ist kein Genuß. Veräümt der Reisende die unregelmäßig gehende Post, so muß er, um nicht zu lange liegen zu bleiben, Privat Gelegenheit nehmen, die in diesem Theile Nordalbingiens bedeutend hoch zu stehen kommt. Chausseen kennt man außer der besuchten Straße an der Ostküste ebenfalls nicht. Der Weg ist breiter, tiefer Sand, auf dem selbst kräftige Pferde einen offenen Stuhlwagen nur langsam fortzuschleppen vermögen.

Am sichersten und rathsamsten ist es, in Wyck auf Böhr eine Zolle zu miethen. Es giebt hier genug erfahrene Schiffer, die jeden Fuß breit dieser Küstengewässer kennen, und auf die man sich deshalb immer verlassen kann. Der gewöhnliche Preis für solch ein Fahrzeug ist 2 Species dänisch, gleich 3 Thlr. preuß. Cour.

Bei gutem Segelwinde legt man die Strecke von Wyck bis Morsum, wo die Föhringer zu landen pflegen, in einer halben Fluth, d. h. in etwa drei Stunden zurück, bei widrigem Winde, wo man zu kreuzen genöthigt wird, kann die Fahrt auch neun bis zwölf Stunden dauern. Ein besonderer Uebelstand ist außerdem noch der ungemein flache Strand bei Morsum, der zur Ebbezeit beinahe eine Stunde weit in die See hinein bloß gelegt wird. Dies zwingt die ansegelnden Küstenfahrer häufig volle vier bis fünf Stunden lang im Angesicht der Insel sich vor Anker zu legen, denn erst die zurückkehrende Fluth gestattet das Landen an Morsumstrand. Bequem jedoch ist dies auch im günstigsten Falle nicht, da selbst der flachste Rachen nicht ganz an's Land kommen kann. Ein Wagen, den man durch vorhergehendes Anrufen requiriren muß, fährt durch die Brandung eine ziemliche Strecke in die See, um Reisende aufzunehmen und nach dem Ort ihrer Wahl weiter zu befördern. Gewöhnlich lassen sich die sylter Strandbauern dergleichen Liebesdienste gut bezahlen, denn der Nordfrieser versteht Fremde für ihre Wißbegierde eben so gut zu besteuern, wie der romanische Südländer, dessen Ruf in dieser Beziehung nicht fein ist.

Von diesen kleinen Unannehmlichkeiten, die bald überstanden und noch schneller vergessen sind, lasse sich indeß Niemand abhalten von einem Besuch auf Sylt. Die Insel selbst wird ihn durch ihre Eigenthümlichkeiten vollständig für die gehaltenen Mühen entschädigen.

Einen eigenthümlichen, bei hellem Sonnenschein entzückenden Anblick gewährt Sylt vom Meere aus. Die wunderbar gestalteten Dünenkegel der langgestreckten Insel sehen dann einem aus den wogenden Fluthen aufsteigenden Schnee- und Eisgebirge so täuschend ähnlich, daß, wer jemals eine Alpenlandschaft betrat, sich in der Nähe Sylts mitten in die Gletscherwelt der Schweiz versetzt glaubt. Obwohl die Dünen auf Sylt selten über 120 bis 140 Fuß sich über den Meeresspiegel erheben, erscheinen sie doch ungleich höher, da sie rundum die endlose Fläche des Meeres begrenzt. Die Mannigfaltigkeit ihrer Formen, die steilen Wände, die gebogenen spizen Hörner, die breiten, schroff abfallenden Kuppen, die langgestreckten Flächen, die sie in buntester Abwechslung bilden, erhöhen noch die Täuschung und lassen den Fremden wirklich glauben, es werde diese sonderbare Insel von einem langen, breiten und mächtigen Gebirge durchschnitten. Diese Täuschung verschwindet auch dann noch nicht, wenn man durch die Haiden Sylts nach dem Dünengebirge wandert. Das wunderbare Sandbergland zeigt sich fortwährend bedeutend und spiegelt uns in all seiner Kleinheit ein mächtiges Gebirge vor. Luft und Meer, die in diesen Breiten häufig die Zaubergebilde der Fata Morgana erzeugen, mögen diese Täuschung begünstigen.

Sylt hat die Gestalt eines etwas verschobenen und stark gedrückten lateinischen T. Seine größte Länge von Süd nach Nord beträgt $4\frac{3}{4}$, die größte Breite von Ost nach West ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meilen. Der östlichste Punkt „Mor-

„Morsum-Kliff“ ist wichtig für den Mineralogen. Ueberhaupt würden Naturforscher auf Sylt reiche Ausbeute finden. Es ist jedenfalls eine seltene und eigenthümliche Erscheinung, daß diese östlichste Erdklippe, die zum Theil aus Dünen sand besteht, eine außerordentlich reiche Ausbeute versteinertes Conchylien, besonders viele sogenannte Venusmuscheln enthält, dicht an dem weichen Dünen sande schönste Porzellanerde und neben dieser wieder ein weit in das Schlick hineinreichendes Braunkohlenlager von stark bituminösem Geruche. Dazwischen findet sich Eisenbraunstein ebenfalls mit häufigen Versteinerungen eingesprengt, dem Kalksinter, Basalt und Granit folgen. Als wäre ein Klumpen des alten Chaos in diesen nordischen Meereswinkel von den Fluthen fortgerollt worden, so bunt gemischt, so ganz wunderlich durch einander drängen sich in Morsum-Kliff Erden und Steine. Darüber hin aber zieht sich eine Decke brauner Haide, mit Ginster, Dünenhafer, Heidelbeeren und Wachholder bewachsen, öde, unbewohnt, kahl und gespenstisch, die von Sturmgebraus und Wogenschlag seit Jahrtausenden umtobte Grabstätte altfriesischer Helden, wie die vielen konischen Hügel darthun, die nirgends in solcher Menge wiedergefunden werden, wie auf Sylt, besonders auf den sandigen Geestflächen des „Morsum-Kliff“ und der „Braderuphaide“.

In früheren Jahren beschäftigte sich die männliche Bevölkerung Sylts fast ausschließlich mit der Seefahrt. Dies ist jetzt und zwar schon seit längerer Zeit anders geworden. Wie auf Föhr hat auch auf Sylt der Ackerbau dergestalt zugenommen, daß Gerste einen Ausfuhrartikel bildet.

Die Bewohner Sylts, deren Zahl man gegenwärtig noch auf 2600 Seelen schätzt, sind Friesen, mit alleiniger Ausnahme der nördlichsten Inselfspitze, der Umgegend von Liff. Dieser kleine, mitten in Sanddünen halb vergrabene Ort, zum Amte Ripen gehörig, wird größtentheils von Dänen bewohnt, und während auf ganz Sylt neben dem friesischen Idiome als Verkehrssprache reines Hochdeutsch gesprochen wird, snackt der Lister sein verdorbenes Rabendänisch.

Eine Stadt oder Flecken giebt es nicht auf Sylt. Der größte Ort der Insel ist das Dorf Keitum, mit einer alterthümlichen, weithin sichtbaren Kirche, die, wie jene auf Föhr, seitwärts vom Orte im Felde liegt. In Keitum residirt auch der Landvogt, die höchste richterliche Person, desgleichen der Gouverneur der Insel, ein gewesener Schiffscapitän. Fernere Kirchdörfer sind Morsum und Westerland. Die kleineren Ortschaften, wie Linnum, Schellhorn, Archsum, Osterende, Sönderende, Winningstedt, Braderup, Kampen, Mantum u. s. w. sind je nach ihrer Lage in die genannten drei Kirchspiele eingepfarrt. Noch im vorigen Jahrhundert besaß auch Mantum eine Kirche, die, wie das Dorf selbst, auf der Westseite der Insel lag. Sturm und Wogen zerstörten aber den westlichen Strand so furchtbar, daß die Einwohner von Mantum sich genöthigt sahen, ihre Wohnungen zu verlassen und die Kirche abzubrechen. Sie bauten sich darauf an der

Ostküste an, wo sich denn noch heutigen Tages die Ueberreste des von Fluth und Sand zerstörten Rantums in sieben Häusern vorfinden.

Raum der dritte Theil Sylt's ist bewohnbar. Zwei Dritttheile der langen und schmalen Insel sind gänzlich unfruchtbare Dünen, die von der südlichsten Spitze, dem sogenannten „Hörn um-Ödde“, bis an das äußerste Ende im Norden ein fortlaufendes, in seiner Art eben so merkwürdiges als einziges Dünengebirge bilden. Diese Dünenwelt verdient mehr gekannt zu sein, als sie es ist. Sie besitzt eben so gut ihre fesselnden Reize, wie die Gletscherwelt der Hochalpen, wenn sie auch an Großartigkeit diesen weder gleich noch nahe kommt.

Es giebt kein zweites Giland, das nur entfernt neben Sylt sich stellen könnte, es giebt aber auch keins, das so furchtbar von der zerstörenden Gewalt des empörten, sturmdurchwühlten Meeres zu leiden hat, als Sylt. Noch im vorigen Jahrhunderte war die Insel um Vieles breiter, als gegenwärtig. Jede hochgehende Fluth, jeder Nordweststurm nagt an ihren Grundfesten und spült mehr und mehr von dem lockeren Erdreiche ab. Es ist schon vorgekommen, daß in einer einzigen wilden Sturmnacht an 60 Fuß breit Land spurlos von den Wogen weggeschwemmt worden sind.

Sehenswerth auf Sylt sind vor Allem die Dünen der Insel. Wie schon angedeutet, bilden sie an der Westküste ein die ganze Länge des Gilandes durchschneidendes Gebirg. Die Zahl dieser Dünengipfel ist schon deshalb nicht genau anzugeben, weil ihre Gestalt sich häufig verändert, indem diese sonderbaren Sandgebilde zu den sogenannten „Wanderdünen“ gehören. Dies macht sie gefährlich für die Insulaner, obwohl sie andererseits der natürliche Molo sind, an welchem die Meerfluth sich bricht. Jeder Sturm, jeder Wind treibt den staubfeinen Dünen sand wie glitzernde Schneewolken vor sich her, überschüttet Wiesen- und Ackerland und beginnt am Morgen da ein neues Sandgebirge aufzuwerfen, wo am Abend noch grüne Gerstensaar wogte. Dieses verderbliche Vorwärtsschreiten der Dünen von Westen nach Osten hat man auf verschiedene Weise zu verhindern gesucht, ohne doch vollkommen seinen Zweck erreichen zu können. Man zog und zieht noch Gräben am Fuß der Dünen, doch erweisen diese sich in der Regel nicht als praktisch. Das sicherste Mittel, die Dünen gleichsam zu bannen, war noch immer das Anpflanzen von Dünenhafer auf den Dünen selbst. Der leicht bewegliche Sandberg gewinnt dadurch eine gewisse Consistenz, der lange Halm und die noch längeren Wurzeln haken sich fest im Sande und überziehen die ganze Düne mit einer mattgrün schimmernden Decke, die bei Sonnenschein dem Dünenberge das Ansehen bewaldeter Hügel giebt.

Solcher Dünenhügel in mannigfacher Gestalt zählte ich im Sommer 1849 auf der ganzen Gebirgskette weit über hundert, woraus man abnehmen kann, welch gewaltigen Eindruck dies seltsam schimmernde, todte und doch mit tausend Reizen lockende Sandgebirge auf den Fremden macht! Und diese Reize verlieren sich nicht beim Betreten dieser unbekanntem Welt, sie mehren sich eher;

denn in und auf den Sylter Dünen hat man einen Anblick, wie er nur selten dem staunenden Auge gebo'ten wird.

Um mit Nutzen die Dünen zu besuchen, ist es rathsam, einen mit denselben vertrauten Insulaner als Führer mitzunehmen. Es giebt deren ziemlich so viele, als Hauswirthe auf Sylt, denn Gastfreundschaft, Zuvorkommenheit, Biederkeit und Treue sind Tugenden, die man im Hause jedes Friesen findet; einen besseren, unterrichteteren, zu jeglicher Belehrung bereiteren, mit Volk, Geschichte und Sage Sylts vertrauteren Mann, als den Cantor in Keitum, Herrn Hansen, giebt es aber nirgends. Mit diesem kenntnißreichen Eingeborenen die Insel zu durchwandern, ist in der That Genuß.

Drei Punkte sind es vor Allem, die kein Reisender unbefucht lassen sollte, die Dünenwüste von Hörnum = Dd de, das rothe Kliff und die Umgebung von List.

Hörnum = Dd de heißt das lange, schmale Südennde Sylts, das von dem kleinen Orte Rantum weit in die See hinausreicht und jetzt nur von Jägern und wißbegierigen Reisenden noch betreten wird. Es ist so öde und unfruchtbar, wie der glühende Sand Arabiens oder der Sahara, ein Besuch in dieser Dünenöde aber bei alledem belohnend und genussreich. Die jetzt gänzlich mit blendend weißem Sand bedeckten Erdstrecken waren ehemals von Fischern bewohnt. Sturm und Fluth zerstörten das Land, die verderbenschwangere Wolke des Dünenandes ließ sich nieder auf den letzten Ueberresten bewohnter Flächen, verschüttete die Hütten, zerstörte die dürstigen Felder und verwandelte binnen wenigen Jahren den dritten Theil der ganzen Insel in jenes unheimlich großartige Dünengebirge, das uns zugleich reizt und abstößt.

Hörnum = Dd de besitzt die höchsten, am eigenthümlichsten gestalteten Dünenhügel. Diese Dünenwelt auf Sylt zeichnet sich besonders dadurch aus, daß sie nicht allein die kühnsten Formen der zusammengeweheten Sandberge enthält, sondern auch inmitten dieser jähen Wände und spizen Regel Thäler von beträchtlichem Umfange, in deren Tiefen stille, blau glänzende Seen schimmern. Diese inneren Dünenwänte sind häufig mit saftigem Grün bedeckt, was ihnen einige Aehnlichkeit mit den duftigen Matten schweizerischer Landschaften verleiht.

Bei großer Dürre trocknen diese Seen aus, gewöhnlich aber findet man sie zu nicht geringem Erstaunen voll durchsichtigen Wassers, bevölkert mit mancherlei nordischem Geflügel. Durch die säuselnden Halme des Sandhafers springt flüchtigen Laufes der Gase, die Möve umkreist die spizen Regel unter klagendem Rufe, während die Lachmöve wie ein Geist den fremden Wanderer mit spöttischem Gelächter von Hügel zu Hügel, von Thal zu Thal verfolgt. Außer diesen Lauten liegt, wie über den Schneefeldern der Hochalpen, ewige Stille auf den Dünen, nur der Brandungsdonner der Nordsee bringt Leben in die traurige Einsamkeit. Stundenweit kann man von den Spizen der Dünen

den breiten Silbergürtel überblicken, den die zerschellenden Wogen unaufhörlich um die schroffe Westküste Sylts flechten.

Einem aufmerksamen Wanderer in dieser unheimlichen Dünenwelt kann eine auf den ebenen, festen Sand gezeichnete und unendlich häufig sich wiederholende Figur nicht entgehen, deren Entstehung man sich nicht sogleich zu erklären vermag. Es besteht dieselbe in einer regelrechten, bald kleineren, bald größeren Kreislinie, hier einfach, dort doppelt, leicht, aber sehr deutlich dem schimmernden Sande eingegraben. Je häufiger man diese Figur auf den ganz kahlen Dünenwänden erblickt, desto räthselhafter erscheint sie, ja ihr Erscheinen wird gerade dadurch am räthselhaftesten, daß man sie nur auf kahlen Hügeln und Flächen, nie da sieht, wo hohe Gräser im Sande wurzeln. Kein Wunder, daß einem dann die mancherlei Sagen einfallen, die jeder ächte Sylter von dieser Dünenwüste zu erzählen weiß, und daß man unwillkürlich gemahnt wird an das unsichtbare Umherschreiten eines Dünengeistes, den die Phantasie des Volkes erschaffen hat. Das Räthsel klärt sich indeß ganz natürlich auf, sobald man der Sache nur genauer auf den Grund geht. Dann entdeckt man nämlich eine ganz vereinsamt im feinen weißen Sande wurzelnde Pflanze, eine Art zarter und äußerst beweglicher Binse, die als sadendünnem Halm aufschießt und, von dem leichtesten Windhauche umgetrieben, mit ihrer nadelfeinen Spitze rasch um sich selbst über den Sand läuft und solchergestalt diese zahllosen Kreisrunde in und auf den Dünen entstehen läßt.

Die unheimlichste, aber zugleich auch großartigste Gegend in den Dünen von Hörnum = Dd de ist das sogenannte „Kressenjacobsdäl“, ehemals eine von kühnen Schiffern bewohnte Meeresbucht. Die letzten Bewohner dieser jetzt unbeschreiblich wilden Gegend wurden See- und Strandräuber, weil der Dünenand ihre Felder verschüttete, die Sturmfluthen ihre Fristen verwüsteten. Als solche nannten sie sich Kressenjacobsdäl's Söhne und erkoren sich als Wahlspruch den Vers:

„Fry is de Fischfang, fry is de Jagd,
Fry is de Strandgang, fry is de Nacht;
Unser is de See und de schöne Hörnummer Khee.“

Diese Südspitze Sylts gibt auch vorzugsweise für den Aufenthaltsort eigenthümlicher Spukgestalten, an deren Vorhandensein der phantasiereiche Frieser fest glaubt. Hier haufen spukende Mörder und ertrunkene Schiffbrüchige, unheimliche Wieder- oder Doppeltgänger schreiten am traurigen Strande auf und nieder; der „Dikjendälmann“, der Geist eines erschlagenen Schiffers, wandert mit erhobener Hand, Gerechtigkeit fordernd, von Düne zu Düne; das „Dünenweib“ (Stadewüste) schwebt um die verödete Stätte ihrer ehemaligen Wohnung; die „Thalkälber“ (Dältekuale) schrecken am Tage, die „Fluthkälber“ und zuckenden „Strandlichter“ des Nachts einsame Wanderer und verkündigen zugleich furchtbare Stürme und nahe bevorstehende Schiffbrüche. —

Am westlichen Strande der Halbinsel von Rantum sieht man noch heutigen Tages, theils vom Meere, theils vom Dünenfande bedeckt, Spuren alten Straßenpflasters und Häuserunterbaue, die Ueberreste des einst ziemlich volkreichen Ortes Alt-Rantum, der gänzlich von den Wellen verschlungen worden ist.

Sylt ist buchstäblich ein Düneneiland, nur an einer Stelle, in der Gegend zwischen den Orten Winingstedt und Kampen erhebt sich fast senkrecht aus dem Meere eine hohe Klippe, aus röthlichem, ziemlich festem Sandsteine bestehend, was ihr den bezeichnenden Namen „rothes Kliff“ gegeben hat. Diese zwischen den schneeweißen Dünenfeldern roth schimmernde, an 90 bis 100 Fuß hohe und steile Wand, ist viele Stunden weit in die See hinein sichtbar und zeigt den Schiffen an, wo sie sich befinden, wie sie steuern müssen, um den drohenden Untiefen zu entgehen. Dies „rothe Kliff“ liegt mitten zwischen den Dünen von Rantum und List und bildet den Ausläufer einer breiten, mit vielen Todtenhügeln bedeckten Haide, die sich von Kampen über Braderup bis gegen Keitum hinzieht. Nichts als der Donner des Meeres, auch bei ruhigem Wetter hinter dem Dünengebirge jederzeit hörbar, deutet auf die Nähe der See, auf den steilen Absturz, weshalb ein nächtlicher, mit der Insel nicht sehr genau bekannter Wanderer sich wohl hüten mag, nicht unvorsichtig die Haide entlang zu schreiten. Ein einziger Schritt zu weit kann ihn in die Tiefe, in das wilde Toben und Schäumen der hier stets ungestümen See hinabstürzen.

Hin und wieder, doch nur selten, setzen sich auf der äußersten Kante dieses Kliffes Dünen an, die jedoch, weil der Sturm unablässig an der zerbröckelnden Erdscholle frist, nie zu einiger Consistenz gelangen können, von Zeit zu Zeit wieder zerstört werden. Nirgends kann man besser das Entstehen der Dünen und die Art und Weise, wie sie sich bilden, beobachten, wie gerade hier. Der Wind, immer fühlbar am hohen Rande des „Kliff“, führt stets feine Sandtheilchen mit sich, die sich an jedem Halme, jedem Gräschen festsetzen, die Gestalt eines winzigen Hügels annehmen, genau den Bauen emsiger Ameisen zu vergleichen, und so endlos fortlaufend, anfangs eine liliputanische Hügelreihe bilden, welche oft binnen wenigen Stunden schon an Breite und Höhe dergestalt zunimmt, daß sie für festen Dünengrund gehalten werden kann. Hier sieht man, daß ganz allein der Wind der Erbauer der Dünen ist, daß er sie bildet, zerstört und im Zerstören wieder neue formt, indem er die Sandtheile weiter landeinwärts treibt und sie hier abermals um jeden Gegenstand zusammenjagt.

Die größte Breite erreichen die Dünen auf Sylt bei List, wodurch sie Aehnlichkeit erhalten mit einer hügeligen, überaus todten und unheimlichen Wüstengegend. List ist, wie schon bemerkt, ein unbedeutender, größtentheils von eingewanderten Jüten bewohnter Ort; wichtig wird er durch seinen gegen Stürme geschützten tiefen und sichern Hafen und durch die auch für größte

Seeschiffe fahrbare Wasserstraße, das sogenannte „Lister Tief“. Für die Herzogthümer, wie für ganz Deutschland ist es daher eine Lebensfrage der Zukunft, wer Herr sein soll in diesen Gewässern, Deutscher oder Däne. Der Besizer des „Lister Tief“ wird immer auch Beherrscher der Westsee bleiben. Erringt Deutschland bei einem endlichen Frieden mit Dänemark nicht diesen nördlichsten Küstenhafen, um hier eine Flottille zu halten, so verbleibt Dänemark nach wie vor die Obmacht auf der Nordsee, und nach wie vor kann es die patriotisch deutsch gesinnten Bewohner der friesischen Inseln wie das Festland Schleswigs beunruhigen und bei jeglicher Regung gerechten Widerstrebens occupiren.

Nächst dem eigenthümlichen Anblicke des Dünengebirges fesselt den Fremden die außerordentlich große Menge alter Grabhügel auf Sylt zumeist. Die Anzahl dieser Hügel beläuft sich wohl auf mehr als 60. Sie sind von verschiedener Größe, liegen theils ordnungslos zerstreut auf den Haiden, bewachsen mit Haidekraut, Sandbeeren und Dünenrosen, theils symmetrisch geordnet in bestimmten Entfernungen von einander. Eine gewisse Symmetrie bemerkt man namentlich bei den Grabhügeln auf der großen Braderuphaide. Hier befinden sich nicht nur die meisten, sondern auch die größten aller Grabhügel. Sage und Geschichte flüßtern geheimnißvoll um die öden Borde, an deren Fuß bisweilen einsame Schäfer neben weidenden Heerden ruhen.

Der eingeborene Sylter nennt sie „Hooge“, unterscheidet aber „Hilligenhooge“ (heilige Hügel), „Kingshooge“ und „Thinghooge“ (Königs- und Thinghügel). Die „Hilligenhooge“ liegen auf „Hilligenbrört“ zwischen Morsum und Archsum. Noch heutigen Tages knüpfen die Sylter an diese uralten Grabmaler Erinnerungen aus heidnischer Vorzeit. Sie sind die Stätte eines Nationalfestes, das alljährlich am 22. Februar auf Sylt begangen wurde. Es war dies das Fest der Seefahrer, eine Art heidnischer Gottesdienst, dem alle jungen Seeleute mit Frauen und Mädchen an genanntem Tage beizwohnten. Man zündete ein großes Feuer, Biiken genannt, an, umtanzte dasselbe mit Frauen und Bräuten und sang dazu die räthselhaften Worte: „Wedke teare! Wedke teare!“ , welche bedeuten: „Weda, nimm unser Opfer an“. Weda war der Gott des Krieges bei den alten Friesen, und höchst wahrscheinlich schreibt sich die Sitte dieses Wedaopfers aus der Zeit her, wo die Bewohner Sylts als Seeräuber die Meere befuhren und von dem erbeuteten und heimgebrachten Raube in den Wintermonaten auf ihrem Silande lustig und guter Dinge lebten.

Eine gute halbe Stunde von diesen Hügeln entfernt, bei dem Dorfe Linnum, liegen die „Thinghooge“, deren man 15 zählt. Auf und bei denselben pflegten die Sylter dreimal des Jahres, im Frühling, Sommer und Herbst, Rath zu halten, ihre Angelegenheiten zu besprechen, sich selbst Gesetze („Beliebungen“) zu geben, Vorsteher und Richter sich zu wählen. Am

Ende des Thing wurden diese Gesetze von den Hügeln herab durch 12 besonders dazu ernannte Rathmänner dem Volke verkündet.

Die „Kingshooge“ endlich, in größter Anzahl auf den Heiden bei Braderup sichtbar und bis hart an die malerisch geformten Dünenwände vorgeschoben, sind zum großen Theil Gräber berühmter, in den Sagen und Liedern der Sylter noch heutigen Tages fortlebender Seefürste. Die Geschichte kennt selbst die Thaten der berühmtesten nicht, daß jedoch Männer von großer Bedeutung unter diesen Erdhügeln ruhen, geht schon aus deren Umfange und ansehnlicher Höhe hervor. Der größte von allen heißt das Grab des Königs Ring, der der Sage nach mit sammt seinem Schiffe hier in die Erde gesenkt wurde. Nächst diesem schon durch ihre Lage vor allen übrigen ausgezeichnet sind die sogenannten „Brönschooge“, vier in einer Reihe mitten auf dem braunen Heidelande befindliche eirunde Grabhügel. In dem größten derselben soll der König Gurt Bröns, auf goldenem Wagen sitzend, ruhen, der zweite, etwas kleinere Hügel, genannt „Lij-Brönschoog“, ist seines Sohnes Grab, der dritte, „Hündshoog“, birgt die Gebeine seines Lieblingshundes. Auf „Gurtbrönschoog“ beabsichtigen die Sylter einen Leuchtturm von hundert Fuß Höhe zu erbauen, ein Plan, dessen Ausführung im Interesse aller Seefahrer liegt und, auf diesem erhabenen Königsgrabe errichtet, selbst die Gipfel der höchsten Dünen immer noch um 20 Fuß mindestens überragen würde.

Neben diesen Grabhügeln sind als Merkwürdigkeit Sylts noch zu erwähnen die sogenannten „Riesenbetten“ bei Kampen, auch „Kämpere-Grewer“ oder „Bröder“ genannt. Sie sind oblong, von bedeutender Länge und rundum von aufrecht stehenden, 3 bis 3½ Fuß hohen Feldsteinen eingefast. Ihr Inneres hat man nicht untersucht, wogegen mehrere Grabhügel durchwühlt worden sind. In diesen fand man gewöhnliche Streitärte und Keile von schönstem Feuersteine, deren mehrere im Besitze gebildeter Sylter sich befinden. Da die erwähnten „Riesenbetten“ sehr nahe neben einander liegen und zwar bloß bei Kampen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie Grabstätten alter Krieger sind, die in irgend einer heißen Schlacht der Vorzeit fielen. Sylt war überhaupt häufig der Tummel- und Kampfsplatz zwischen hadernnden Friesen und Dänen, die sich niemals vertragen konnten; selbst der Grund des Meeres, die berühmte, bei Sylt gelegene Austerbank „Höntje“, ward eines Tages in einen Kampfsplatz verwandelt. Von der „Schlacht auf der Höntje“ weiß jedes Kind auf Sylt zu erzählen.

Eigenthümlich ist der Kopfschmuck der Frauen auf Sylt. Dieser besteht in einem blendend weißen Linnentuche, das über das Haar gedeckt und so unter dem Kinne zusammengebunden wird, daß der Mund nicht völlig sichtbar bleibt. Durch diesen eigenthümlichen Kopfschmuck bekommen alle Sylterinnen ein nonnenartiges Aussehen, das ihnen jedoch ganz artig zu Gesicht steht, da die meisten

schlank und hoch gewachsen sind und, wie die meisten Nordländerinnen, einen sehr weißen und zarten Teint haben.

Die Häuser auf Sylt unterscheiden sich etwas in ihrer Bauart von denen auf andern Inseln der Nordsee. Sie sind alle einstöckig, mit fast viereckigten Fenstern, denen die hellgrüne Einfassung der Rahmen etwas Lebhaftes giebt. Hellgrün sind auch die Thüren und der schmale, über der Hausthür stumpf zulaufende Giebel, der sich in der Mitte des sammetartigen, dichten und hohen Strohdaches befindet. Noch findet man auf Sylt einige alte friesische Wohnungen. Diese haben kein mit Defen versehenes Zimmer, sondern bloß einen Raum, an dessen einer Wand zwei große eiserne Töpfe eingemauert waren, deren man sich zum Kochen der Speisen bediente. Das täglich darunter erhaltene Torffeuer gab dem Zimmer den nöthigen Wärmegrad. Vor dem eigentlichen Wohnzimmer befand sich ein ansehnlicher Vorraum, *Piselle* genannt. Hier vergnügte sich das junge Volk mit Tanzen, was die Friesen ebenfalls „*piselen*“ heißen. Es fragt sich, ob nicht dieses Wort bis in das Herz Deutschlands sich verpflanzt hat, wo bei den Landleuten in manchen gebirgigen Gegenden alles überaus lustige Tanzen und Springen kurzweg noch heutigen Tages „*pieseln*“ genannt wird.

Einige dieser altfriesischen Wohnungen auf Sylt haben drei Thüren, zwei kleinere und eine große, fast einem Thorwege zu vergleichende an der Ostseite des Hauses. Diese letzteren heißen „*Ebberthüren*“, und man erzählt sich, die stolzen Friesen hätten dieselben erbaut, um bei Familienfesten, z. B. bei Taufen und Hochzeiten, mit ungebeugtem Nacken ihre Häuser verlassen zu können zu einer Zeit, als dänischer Druck schwer auf ihnen lastete und — ich weiß nicht, welcher dänische König — sie zwang, niedrige Thüren in ihren Wohnungen anzubringen, um sie in der Beugung des stolzen, trotzigten Nackens zu üben! —

Die Bewohner Sylts sind mit sehr wenigen Ausnahmen wohlhabende Leute. Die männliche Jugend geht noch immer größtentheils zur See, erwirbt sich Vermögen und kehrt erst im höheren Mannesalter zurück auf die geliebte heimische Insel. Es mögen leicht 130 bis 150 wohlhabende und gebildete Schiffscapitäne auf Sylt leben. Um zu beweisen, daß es mit den Leuten keine Noth hat, genügt ein einziges Beispiel. Nach dem Ausbruche des dänischen Krieges konnte die Schatzkammer der Herzogthümer, wo die meisten Sylter ihr Vermögen angelegt hatten, die fälligen Zinsen nicht sofort auszahlen. Da meinten die Sylter, das habe keine Noth, sie könnten schon warten. Sie zahlten mit Freudigkeit die sehr bedeutende Kriegssteuer fort, ohne sich selbst etwas abzubrechen, und die Zinsensumme belief sich bei einer Bevölkerung von 2600 Einwohnern auf 30,000 Mark Courant! Ein Volksstamm, der so zu wirthschaften versteht, muß tüchtig sein. Arme und Bettler kennt man auf Sylt nicht; überhaupt sind Bettler außerordentlich seltene Erscheinungen nicht bloß auf den nordschleswigschen Inseln, sondern auch auf dem Festlande von Schleswig.

Die Marschen.

Von dem kleinen Flecken Hoyer an der Westküste Schleswigs erstreckt sich südwärts bis tief in den meilenbreiten Elbstrom hinein ein überaus flaches, großentheils sogar baumloses Land von wechselnder Breite. Dies sind die sogenannten Marschen, für Freunde pittoresker Gegenden langweilige Erdstriche, übrigens aber ein Fleck Landes von hoher Bedeutung und im eigentlichen Sinne das deutsche Gosen, wo Milch und Honig fließt.

Diese Marschländer, von deren Fruchtbarkeit sich Niemand einen Begriff machen kann, der nicht selbst einmal den Fuß dahin setzte, sind eine unerschöpfliche Fundgrube des reichsten Erntesegens, des fettesten Butter- und Käseextrages. Holstein und Schleswig sind bekannt als Länder, wo Viehzucht und Ackerbau vorzugsweise gedeihen, und in der That, wer die abligen Güterdistricte der holsteinischen Ostküste bereiste, wer die fetten, idyllischen Fluren Angeln's und Schwansen's im Herzogthume Schleswig sah, der wird gern zugeben, daß für Dekonomen diese Landstriche ein anziehendes Eldorado sein müssen. Dennoch bleibt die Fruchtbarkeit dieser herrlichen Länder weit zurück hinter der Fruchtbarkeit der Marschen. Roggen, Gerste, besonders aber Weizen erzeugen die Marschlande in einer Fülle und Größe, wie sonst nirgends in Deutschland. Länge und Stärke der einzelnen Halme erregen Bewunderung, besonders aber erreicht der Rapsstengel eine solche Stärke, daß man ihn für Strauchwerk halten kann. Sense und Sichel sind daher auch in den Marschen keine eigentlichen Ernteeinstrumente. Um diese Getreidebäume zu fällen, bedient man sich häufig des wuchtenden Beiles.

Alle Marschländer bestehen aus fettem, kohlschwarzem Schlamm Boden, der gewöhnlich mehrere Fuß tief ist und auf sogenanntem „Klei“, einer thonigen Schlickmasse, lagert. Großentheils ist diese fruchtbare Erde angeschwemmtes oder „angeschlicktes“ Land, das erst der unermüdlche Fleiß der Menschen den verheerenden Fluthen entrissen hat. Hin und wieder, wie in Dithmarschen, reicht das Marschland bis dicht an den hohen, kahlen, unfruchtbaren, meistentheils mit Haide dicht bewachsenen Rücken der Geest; gewöhnlich hat es keine sehr bedeutende Breite, sondern zieht sich als fetter Erdgürtel um die minder fruchtbare, doch stets bebaut, leis ansteigende Ebene, die sich dann wieder in die Geesteböde verliert, wo sich nur Sumpf und Torfmoore befinden.

Viele jetzt stark bewohnte und ungemein fruchtbare Marschländer sind dem Meere abgewonnen, indem hohe und breite Deiche hart am Strande den Einbruch der Wogen verhindern. Diese Lage macht die Marschen für Nichteingeborene ungesund, denn gewöhnlich kommt es vor, daß das fruchttragende Land tiefer liegt, als der salzige Spiegel der See. Bei Sturm und Springfluthen donnern die Wellen an die starken Deiche viele Fuß höher, als wenige Schritte davon das goldene Saatsfeld wogt. Bei aller Fruchtbarkeit und aller Segensfülle des Lebens, deren die Marschbewohner sich erfreuen, ist demnach

all ihr Glück und Reichthum kein sicher geborgenes Gut. Ein einziger ungewöhnlich lang andauernder Sturm, eine heftige Fluth kann irgendwo den Deich brechen und Alles zerstören. Solche Fälle kommen glücklicher Weise nicht häufig vor, doch sind sie mehr wie einmal dagewesen, das letzte Mal, wie bereits erwähnt, am 2. Februar 1825.

Aus diesem Grunde werden auch viele Häuser in den Marschen auf Warften gebaut. Dann dürfen im unglücklichsten Falle ihre Bewohner doch mindestens das Leben zu retten hoffen.

Da, wo das Marschland nach und nach dem Meere abgewonnen und in fruchtbaren Boden verwandelt worden ist, laufen mitten durch die tief liegenden Saaten und Wiesengelände kreuz und quer hohe Erddämme, deren Oberflächen gewöhnlich als Fahrwege benutzt werden. Diese Erddämme waren früher Seeedeiche, kamen aber durch Urbarmachung neu angeschlickten Bodens und durch das Aufwerfen neuer Seeedeiche mitten in's bebauten Land zu liegen. Am häufigsten findet man in solcher Weise gekreuzte Marschen in den Landschaften Bredstedt und Eiderstedt; auch in Süderdithmarschen am Ausfluß der Elbe, nahe bei den sogenannten Außendeichen, kommen sie in ziemlicher Anzahl vor. Jedes einzelne von solchen Deichen, wie von Wällen umschlossene Erdstück, das oft einige Stunden im Umfange hat, nennt man *Koog*, eine aus dem Holländischen stammende Bezeichnung, die niedriges Sumpfland bedeutet. Solcher *Kooge* giebt es eine sehr große Menge. Kleinere gehören gewöhnlich einem einzigen Besitzer oder doch nur einer Familie, in größeren wohnen nicht bloß mehrere begüterte Familien, sie bilden auch bisweilen besondere Kirchspiele.

Schön nun kann man diese *Kooge* und Marschen durchaus nicht nennen. Von Romantik findet man hier keine Spur, und wenn man von einem „malerischen Deutschland“ sprechen will, wozu ja diese Beschreibung nordischer Marken auch gehören soll, so sind wir in den Marschländern allerdings an den Grenzen alles Romantischen und Malerischen angekommen. Dennoch glaubte ich dieser Landstriche Erwähnung thun zu müssen, theils weil ein Besuch der Marschen, auch abgesehen von allem Mangel an romantischen Ansichten, doch von hohem Interesse ist sowohl der Fruchtbarkeit des Landes wegen, als auch durch die riesenhaften Bauten, welche die Menschen zur Bändigung der Elemente aufgeführt haben und noch aufführen, theils und ganz besonders aber der trefflichen, wackern, besonnenen, muthigen und dabei im wahrhaft christlichen Sinne des Wortes frommen Bewohner dieser flachen und monotonen Länderstrecken. Die Thaten der Dithmarsen sind aus der Geschichte bekannt, Niemand aber weiß, wie noch bis heute jeder Marschbewohner ein Mann rascher That, ein wackerer Held sein muß und ist, wenn es gilt, in der Stunde der Gefahr sich selbst, Weib, Kind und Vermögen zu retten. Wie auf den Halligen und den Frieseninseln giebt es daher auch in den Marschen eben so tüchtige Landleute als Bootsführer; denn bricht ein Orkan die Deiche,

so bringt nur das sichere Boot Rettung neben dem zusammenstürzenden Hause. Um nun dies kennen zu lernen, besuche der Fremde die Marschen und betrete den ersten besten Hof. Als Freund empfängt ihn Jedermann, und wenn Abends der Theekessel singt im blinkerblanken Zimmer, dann beginnt wohl der Herr des Hauses Geschichten der Vergangenheit zu erzählen, die in ihrer furchtbaren Wahrheit es aufnehmen können mit der Romantik der entzückendsten Gegenden. Gastfreundschaft und Wiederkeit sind Erbtheile aller Marschbewohner. Neben diesen aber findet man auch gediegene Bildung, und zwar Bildung des Herzens und Geistes. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß die Bewohner gewöhnlicher Bauernhöfe an ächter und tiefer Bildung manchen stolz einhergehenden Reichstädter übertreffen. Die Werke unserer Classiker sind überall gekannt, „Musik mit ihrem Silberklang“ tönt hinter den Deichen melodisch in's Gebrause der Wogen, und gar manche volle, junge Marschländerin schwagt dem Fremdling unbefangen in mehr als einer Sprache heitere und ernste Dinge vor.

So großen Ueberfluß die Marschbewohner an vielen Dingen haben, eins fehlt ihnen gänzlich. Dies ist trinkbares Wasser. Es giebt in den Marschen keinen einzigen Brunnen. Zwar fehlt es nicht an Wasser, im Gegentheil, es quillt überall in Menge hervor, wo der Mensch den Spaten in die Erde stößt, allein es ist brackig, gewöhnlich sogar vollkommen salzig. Selbst bei Anlegung von Viehtränken muß man sehr vorsichtig sein, um die im fetten Boden ruhenden Quellen nicht aufzudecken. Filtrirtes Regenwasser muß das frische Quellwasser ersetzen. Die Eingeborenen haben sich an den weichen, eigenthümlichen Geschmack dieses Wassersurrogates dermaßen gewöhnt, daß ihnen auch das beste Quellwasser in der Regel nicht mundet. Fremde, die längere Zeit in den Marschländern leben müssen, werden meistens von dem sogenannten Marschfieber befallen und haben oft lange zu leiden, ehe sie an Luft und Wasser sich gewöhnen. Wären nicht die scharfen, lustreinigenden Seewinde, so würden weder Menschen noch Vieh in diesen brütend heißen, schattenlosen Länderstrichen leben können. Sie würden das Heimathland aller nur möglichen ansteckenden Krankheiten sein.

Wie der Halligbewohner seine vom Sturm der Brandung umtobte Dede im Meere mit unendlicher Liebe umfängt und nach zahllosen Reisen und Abenteuern zuletzt doch wieder auf sie zurückkehrt, um den Abend seines Lebens daselbst zu erwarten; so hängt auch der ächte Sohn der Marsch an seinem fetten Weide- und Kornlande, ja er hält es sogar für den reizendsten Fleck der ganzen weiten Erde. Wahr und zugleich bezeichnend ist die Antwort des reichen Marschbauers, welche dieser seinem reiseflustigen Sohne gab: „Was willst Du draußen?“ sagte der Alte. „Du siehst doch nichts, denn außerhalb der Marsch ist die ganze Welt Grest!“ Der Sohn gab wirklich seine Reisepläne auf und blieb.

Bei aller Monotonie der Marschen besitzen sie doch einen Reiz, der hundert andern Ländern fehlt. Es sind dies die hohen, breiten Seedeiche mit ihrer unermesslichen Ausdehnung auf das Meer. Hier kann sich das Auge alltäglich laben an dem ewig erhabenen, ewig neu sich gestaltenden Anblick der ab- und zurollenden Wogen. Ein heraufziehendes Gewitter, ein Sturm, eine Windstille, Ebbe und Fluth, nahe und fern vorübersegelnde Schiffe, das Auf- und Untergehen der Sonne, eine milde, warme Mondnacht oder das in diesen Gegenden sich häufig zeigende Phänomen des St. Elmsfeuers sind so viele Geist und Phantasie beschäftigende Gegenstände, daß so leicht Niemand gleichgiltig sie betrachten kann. Darum darf man wohl behaupten, daß die Marschen, wenigstens die dem Meere zunächst liegenden in mancher Hinsicht poetische Landstriche sind.

Die Außendeiche, Neuwerk und Cuxhaven.

(Mit 2 Abbildungen.)

Vom Norden Schlesiens aus den Marschen Nordfrieslands gen Süden wandernd, berühren wir das kleine Städtchen Husum, interessant durch die alterthümliche Bauart seiner Häuser, die kaum anderswo im Norden ihres Gleichen findet. Als Hafenort am Heverströme ist Husum wichtig, besonders für den Verkehr der Insulaner und Halligbewohner. Von hier aus versorgen sich alle Inseln, selbst das ferne Helgoland, mit Torf und frischem Fleisch, während sie ihre eigenen Erzeugnisse, vorzugsweise Getreide und Butter, nach Husum bringen.

Bis auf die neueste Zeit besaß Husum nur einen kleinen, für Küstenfahrzeuge zugänglichen Hafen, neuerdings aber denkt man ernstlich daran, durch kunstreiche und kostspielige Bauten einen geräumigen, auch den größten Seeschiffen zugänglichen Hafen anzulegen. Zu diesem Behufe hat man bereits einen ungeheuern neuen Seedeich nebst einer Schleuse erbaut, durch welche das Meer bei anschwellender Fluth seine Wogen ergießt. Mittels dieser Schleuse können Schiffe von 18 bis 20 Fuß Tiefgang aus dem Heverströme zur Fluthzeit in den Hafen gelangen.

Seit der Erhebung der Herzogthümer haben die provisorischen Regierungen Schleswig-Holsteins, so wie die Landesversammlung sich vielfach mit dem Hafenbau in Husum beschäftigt und nicht unbedeutende Summen dafür bewilligt. Von unermesslicher Wichtigkeit würde aber Husum werden, wenn der in Vorschlag gebrachte Plan eines von Eckernförde nach Husum zu führenden Canales dereinst noch realisiert werden sollte. Dieser Canal würde den Zweck haben, Ost- und Nordsee zu verbinden und zwar dergestalt, daß



ges. v. J. H. Sander

gest. v. J. Gray

NEW YORK.

auch die größten Segelschiffe denselben binnen 24 Stunden passiren könnten. Es wäre wohl der Mühe werth, an ein derartiges Werk mit aller Energie Hand zu legen, um unabhängig von Dänemark zu werden. Der ganze Handel aller deutschen Ostseehäfen würde dadurch eine andere Richtung nehmen, würde sich aufschwingen zum Welthandel, und wenn dereinst Deutschland frei, einig und mächtig sein wird, und sein heiliges Reichsbanner am Top stolzer Kriegsschiffe flattert, dann würde ein solcher Canal ihm die Herrschaft auf beiden Meeren sichern. Einmal schon, als die Hansa noch im Norden Europa's herrschte, gebot Deutschland auf dem Meeresbecken der Ostsee; was damals, vor 400 Jahren, ein paar verbündeten Handelsstädten möglich ward, sollte das in vergrößertem Maßstabe sich nicht von den vereinigten Stämmen Deutschlands ausführen lassen? — Zudem bietet Husum durch seine Lage, geschützt von den Inseln Pellworm und Nordstrand, vertheidigt durch die großen Schlickmassen, die allein der Heverstrom durchschneidet, einen gegen jeden feindlichen Angriff gesicherten Platz und würde sich besonders auch zur Ueberwinterung von Kriegsschiffen eignen.

Wer Genuß haben will von einer Reise durch die Marschen, der besteige in Husum einen offenen holsteinschen Wagen, bespannt mit wohl genährten holsteinschen Pferden, und lasse sich bei heiterem Sommerwetter durch die Landschaft Eiderstedt fahren. Solche Reise ist mannigfach belohnend. Sie lehrt Land und Leute, Art und Sitte des Volkes kennen, und schwerlich verläßt irgend Jemand dieie von Fruchtbarkeit strogenden Landstriche, ohne ihre fleißigen, biedern Bewohner herzlich lieb gewonnen zu haben.

In dem alten Tönningen an der Eider, jenem Strome, den uns Dänemark durchaus als Grenzstrom deutschen Lebens aufschwagen möchte, obwohl noch 20 bis 25 Meilen weiter nordwärts Deutsche wohnen und seit undenklichen Zeiten gewohnt haben, rastet der Reisende einen Tag, überschreitet dann die Eider, an deren Gestaden Dänen und Deutsche oft genug die Schwerter kreuzten und in deren fettem Thonschlamme manch grimmiger Däne erstickt ist, und betritt den historisch berühmten Boden von Dithmarschen. Ein Besuch der Stadt Heide, Hauptort von Dithmarschen, der alten Flecken Lunden und Meldorf, des freundlichen Marne und anderer wird ihn nicht gereuen. Hat er Lust und Drang, sich mit des Landes Geschichte bekannt zu machen, so findet er sicher in irgend einem der genannten Orte einen freundlichen Kirchspielsvogt oder Kirchspielschreiber, der ihm erzählt, so lange er zuhören mag. Dann kann er sonderbare Dinge hören von der uralten Herrschaft der „Klusten“, die noch heute nicht ganz erloschen ist bei den Dithmarsen und die fast der Clanherrschaft der Hochschotten gleichkommt. Jeder gebildete Dithmarse — und in diesem gesegneten Lande giebt es fast keine Ungebildeten — kennt seines Landes Geschichte genau, ehrt die Thaten seiner Vorfahren und spricht gern von ihnen, sich selbst daran labend und stärkend

zu neuem Widerstande, der ihm so nöthig ist gegenüber dänischer Anmaßung und deutscher Zerrissenheit.

Hat der Reisende sich erquickt an der gewinnenden Biederkeit dieses achtungsgebietenden Volksstammes, so versäume er nicht, falls Wind und Wetter es gestatten, die nun einmal in diesen Gegenden überall eine tyrannische Willkürherrschaft ausüben, einen Ausflug zu machen nach den „Außendeichen“. Dies sind von zahlreichen „Briehlen“, wie man die kleineren Wattströme nennt, vielfach zerrissene Inseln noch innerhalb der Gewässer, welche die Mündung der Elbe bilden. Sie würden den Halligen gleichen, wären sie nicht umdeicht. Abgetrennt vom Festlande und nur zusammenhängend mit diesem durch das Watt, bilden sie eine Welt für sich. Entsetzlicher wie auf diesen Außendeichen wüthen die Stürme kaum auf dem Inselmeer der Halligen. Bewohnt werden dieselben von einem kühnen, unerschrockenen Hirtenvölkchen, das hinter den Erdschanzen seiner Deiche trotz Sturmeswuth und Wogendrang doch ein glückliches Leben führt. In patriarchalischer Einfachheit treiben diese Hirten, die sich eine Art eigene Verfassung gegeben haben und sich in Unter- und Oberhirten theilen, Viehzucht als Hauptnahrungsweig. Man nimmt an, daß das Weideland der Außendeiche mindestens 10,000 Stück der schönsten Rinder nährt. Eine Sturmnacht in diesen Außendeichen mit obligatam Gewitter, mit Blitz und Donnergebrüll, ist ein interessantes Stück Leben, das man anderwärts nicht so leicht wiederfindet. —

Eine gute Brise fordert bei eintretendem Ebbestrom zu einer Lustfahrt über die Mündung der Elbe auf, die hier an 5 deutsche Meilen breit sein mag. Solche Lustfahrt bietet des Interessanten Mancherlei dar. Sie trägt uns leicht über die ungeheuern Sandbänke, welche vor und in der Mündung des majestätischen Stromes lagern und das Einlaufen der Schiffe nur unter Leitung sehr guter Lootsen gestatten. Wer leicht seefrank wird, dem freilich ist eine solche Fahrt nicht anzurathen, denn das Hüpfen und Springen der Strom- und Seewogen, die hier einen nimmer endenden Kampf mit einander kämpfen, macht die Wasseroberfläche stets unruhig und bildet jenen bewegten, hin und wieder schaukelnden Strom, den die Seefahrer „Kälbertanz“ nennen.

Das Fahrwasser für Seeschiffe ist durch große Tonnen bezeichnet, auf denen kleine Fähnchen angebracht sind. Die eigentliche Strommündung oder richtiger der Ausguß des Stromes in die Nordsee wird kenntlich durch die weltbekannte „rothe Tonne“; alle andern Tonnen sind schwarz und weiß.

Allein auch diese vielen Tonnen mit ihren flaggenden Fähnchen würden die Schiffer doch nicht gegen Auslaufen in den Untiefen schützen, am wenigsten des Nachts und bei starkem Nebelwetter. Um dies zu verhindern, hat man auf der flachen und öden Insel Neuwerk, die eine gute halbe Stunde vom Festlande entfernt ist, außer einem Leuchtturme auch noch ein Merk- und Warnungszeichen errichtet. Dies Zeichen besteht bereits über 500 Jahre und hat Tausenden schon das Leben gerettet.



Gez. v. Sander

Gez. v. Grunemald & Cooke

COPENHAVEN

Neuwerk macht einen traurigen Eindruck, da weder Baum noch Strauch auf der nur wenige Fuß über die Fluth sich erhebenden Insel wächst. Dennoch leben auch hier Menschen. Sie enthält im Ganzen nur 70 Morgen eingedeichtes Land, das jedoch als Marschboden reichen Ertrag liefert.

Schon im Jahre 1299 erlaubte Herzog Johann II., Besitzer des Landes Habeln, den Hamburgern die Anlegung eines Leuchthurms auf Neuwerk. Dieser erste Feuerthurm war größtentheils aus Holz gebaut und brannte daher bereits 1372 ab. Der jetzige Leuchthurm ist ein gewaltiger, massiver Bau, ganz geeignet, der Wuth aller Elemente zu trotzen. Er ist über 100 Fuß hoch, hat 14 Fuß dicke Mauern, die ein auf jeder Seite 45 Fuß breites Viereck bilden. In ihm befindet sich, 40 Fuß über der Erde, die Wohnung des Leuchthurmwärters und Strandvogtes, unter welcher geräumige Magazine angebracht sind zur Aufbewahrung von Gütern, welche die Wellen nach stattgehabten Schiffbrüchen an's Land treiben. Leider kommen diese hier sehr häufig vor, da, wie schon bemerkt, die Mündung des Elbstromes von einer Menge ungeheurer Sandbänke versperrt ist. Am gefährlichsten werden bei Sturmwetter Dick sand und Scharhörn, welche letztere Sandbank namentlich fast immer von Wracktrümmern gestrandeter Schiffe umgeben ist.

Auf Neuwerk befindet sich eine Batterie von 10 Kanonen zur üblichen Begrüßung fremder Schiffe; ob man in gegenwärtigen kriegerischen Zeiten Neuwerk auch strategisch besetzt hat, um das Einlaufen fremder Kriegeschiffe in die Mündung der Elbe zu verhindern oder wenigstens doch zu erschweren, ist mir nicht bekannt.

Zur Zeit der Ebbe kann man mit einiger Vorsicht ziemlich trockenen Fußes über das bloßgelegte Watt an's Festland gehen, und Cuxhaven und Nisebüttel, zwei bekannte und interessante, keineswegs aber anziehende Orte, besuchen, die für Hamburg von großer Wichtigkeit sind und wesentlich beitragen zu dessen Handelsgröße.

Cuxhaven, dicht an der Mündung der Elbe in die Nordsee gelegen, besitzt einen guten, sichern Hafen mit tiefem Fahrwasser. Der Ort ist klein und hat in 150 Häusern nur etwa 1200 Einwohner. Außer der Nähe des Meeres, das seine salzigen Wogen zur Zeit der Fluth an den Strand rollt, besitzt Cuxhaven durchaus keinen Reiz. Diese günstige Lage hat jedoch dem Flecken ein besuchtes Seebad gegeben.

Cuxhaven ist 14 Meilen von Hamburg, etwas über 9 Meilen von Helgoland entfernt. Es gehörte ehemals mit dem ganzen Amte Nisebüttel zum Lande Habeln, das ein Besitzthum der übermüthigen, gelegentlich Seeräuberei treibenden Herren von Lappen war. Hamburg ward durch diese Freibeutereien der Lappen nicht wenig in seinen Handelsunternehmungen gestört, weshalb es sich genöthigt sah, mit den Lappen und den Vorstehern des Landes Wursten einen Vergleich zu schließen, welcher ihm im Jahre 1393, als die Lappen ohne

Erben das Zeitliche segneten, für eine Abfindungssumme von 2000 Mark das Schloß Ritzebüttel nebst Umgegend einbrachte.

In dem sichern, durch zweckmäßige Bauten verschönerten Hafen des kleinen, aber wichtigen Ortes finden bei stürmischem Wetter, oder wenn die Elbe Eis treibt, die größten Schiffe guten Ankergrund. Oft kommt es vor, daß nicht allein Seeschiffe aller Nationen, sondern auch Reisende aus allen Welttheilen Tage lang in Cuxhaven bleiben müssen, wenn ungünstige Winde das Aussegeln aus dem Strome in's offene Meer selbst für die erfahrensten Lootsen unmöglich machen. Dann ist das Leben in dem kleinen Orte interessant und bewegt, und man glaubt sich plötzlich in das großstädtische Treiben einer Weltstadt versetzt.

Ein optischer Telegraph beförderte ehemals alle für den Staat Hamburg und dessen Handelswelt wichtigen Nachrichten binnen wenigen Minuten nach der gewühlvollen, mächtigen Handelsmetropole. Jetzt hat man einen elektromagnetischen Telegraphen angelegt, der bekanntlich auch die weitesten Entfernungen einander bis auf wenige Minuten nahe bringt.

Glückstadt und Altona.

(Mit Abbildung von Altona.)

Elbaufwärts segelnd steigen wir bei Glückstadt an der holsteinischen Seite an's Land, nicht weil der kleine, in Gestalt eines Sternes gebaute Ort, ehemals Festung, große Sehenswürdigkeiten bietet, sondern weil er in Zukunft wichtig werden kann, ja es zum Theil schon geworden ist durch seine Verbindung mit Hamburg mittelst Eisenbahn. Die Mündung des Rhin in die Elbe giebt Glückstadt einen geräumigen und guten Hafen. Das Fahrwasser der Elbe bis Glückstadt ist tief genug für die größten Seeschiffe und trägt auch Kriegsfahrzeuge. Im Jahre 1849 lagen Monate lang einige deutsche Kriegsschiffe bei Glückstadt, dessen Hafen zugleich ein Standort für mehrere schleswig-holsteinische Kanonenböte war.

Besonders im Winter, wenn die Elbe zufriert, wird Glückstadt wichtig und ungemein belebt. Dann legen alle überseeischen Dampfschiffe in Glückstadt an, und Briefe, Personen und Güter werden auf der Eisenbahn über Elmshorn weiter nach Altona und Hamburg befördert. Täglich gehen und kommen drei Züge, deren Ankunfts- und Abgangszeit je nach der Jahreszeit wechselt und sich selbstverständlich nach den von Kiel oder Altona abgehenden Haupttrains richten muß.

Glückstadt hat etwa 6000 Einwohner und liegt in einer ungesunden, aber fruchtbaren Gegend an der Grenze der Kremper Marsch, von der es ein



372 v. J. J. J.

372 v. J. J. J.

ALTONA.

großer Steindamm trennt. Neben Handel und Küstenschiffahrt treibt es auch Wallfischfang und schickt alljährlich eigene Schiffe zu diesem Behufe in die nordischen Gewässer. Angelegt ward Glückstadt im Jahre 1620 von Christian VI. Der Ort hieß seiner Wüsthheit wegen „die Wildniß“ und ist noch heutigen Tages nicht eben sehr anziehend. Der Mangel an Quellwasser, den es gemein hat mit den Marschen, erzeugt häufig Fieber und wird namentlich Fremden gefährlich. Man behilft sich mit filtrirtem Regenwasser, das man in Cisternen sammelt.

Der Plan, Glückstadt zu einer großen Hafen- und Handelsstadt zu machen und somit Hamburg ein Barock zu biegen, hat sich nicht realisiren lassen. Der Credit der alten Hansestadt ist zu fest begründet, um ihn so leicht untergraben und dem Handel neue Wege bahnen zu können. Glückstadt blieb daher seit seiner Erbauung Hamburg gegenüber bedeutungslos, ungleich bedeutungsloser als Altona, das doch trotz seiner Ausdehnung und starken Einwohnerzahl eigentlich täglich an dem üppigen Lebensreichtum Hamburgs stirbt.

Bevor wir an dem lärmenden Quai zwischen Hamburg und Altona aufsteigen, betreten wir noch das reizende, an bebüschten Hügeln malerisch gelegene Blankenese, ein Fischerdorf, dessen Bewohner berühmt sind durch fetten Muth, Unerfrohenheit und kühnes Wagniß. Mit ihren eigenthümlich gebauten hochgeschnäbelten Schiffen, die mehr Rähne als Schiffe sind, wagen sie sich hinaus auf die stürmischste See, segeln nach Schweden und Norwegen, nach England und Island, ja sogar bis an die eisumstarten grönländischen Küsten. Das ganze Dorf lebt von Fischfang und Schiffahrt und seine Bewohner sind großentheils wohlhabend.

Hier an diesem rechten Elbufer erblicken wir noch einen letzten Rest deutscher Bergromantik. Die Ufer der Elbe erheben sich zu hohen und steilen Hügeln, von denen einige wohl ein paar hundert Fuß hoch sein mögen. Auf einem dieser breiten Hügelrücken befinden sich die reichen Parkanlagen des bekannten Bauerschen Gartens, mit herrlichen Spaziergängen, Baumgruppen und köstlichen Ausichten auf den breiten Strom und die gegenüberliegende hannoversche Küste.

Eine breite, gut gehaltene Chaussee führt durch das blühende holsteinische Land über Niensstedten und Otten sen, wo Klopstock und Schmidt von Lübeck (gestorben am 28. October 1849) ruhen, nach Altona. So angenehm immer dieser Weg ist, ziehen wir doch eine Fahrt auf leichter Gondel oder auf rauschendem Dampfschiffe bei schönem Wetter vor, da sie uns alle Reize der prächtig bebauten, mit den reichsten Landhäusern geschmückten Uferlandschaft enthüllt und endlich in dem unermesslichen Mastenwalde der Häfen von Altona und Hamburg uns einen Blick thun läßt in die großartige Welt, deren Fäden hier zusammenfließen, um einen der einflußreichsten Knoten im gesammten Welthandel zu schürzen.

Altona, eine Stadt von 32,000 Einwohnern, ist die größte Stadt in den Herzogthümern, obschon, mindestens gegenwärtig, nicht die wichtigste. Ihre Entfernung von Hamburg beträgt eine gute Viertelstunde, eigentlich aber hängen beide Städte durch die langgestreckten Häuserreihen der Vorstadt St. Pauli, dem berühmtesten Hamburger Berge, so genau zusammen, daß sie eine einzige Stadt bilden. Ein schmaler Bach, die Altona, scheidet Holstein von dem Hamburger Gebiet und mag der Stadt selbst wohl den Namen gegeben haben. Der Volkswitz will freilich behaupten, die Stadt sei so geheißen, weil sie dem gewaltigen Hamburg allzu nah liege, was allerdings in mehrfacher Hinsicht seine volle Richtigkeit hat.

Seine Entstehung verdankt Altona katholischen Auswanderern Hamburgs, als hier die Lehre Luthers schnelle Ausbreitung fand. Andere Ansiedler gesellten sich zu ihnen und bildeten so eine Niederlassung, an der den Hamburger Kaufleuten wenig gelegen war, weshalb sie denn auch verschiedene, doch nie zum Ziele führende Schritte thaten, um dieselben zu vertreiben. Als der Ort zum Aerger der Hamburger immer größer und wohlhabender ward, kam es sogar oft zu ernstlichen Händeln und Thätlichkeiten zwischen den Bewohnern beider Städte. Bedeutend vergrößerte sich Altona durch Einwanderung flüchtiger Religionsverwandter aus den Niederlanden. Man nahm seit 1601 ohne Scrupel alle Glaubensgenossen auf, Reformirte, Katholiken, Mennoniten und Juden, welche letztere durch ihren unermüdlichen Hausirhandel die Hamburger ganz besonders beschäftigten.

Im Jahre 1640 fiel die nunmehr schon bedeutend gewordene Stadt durch das Aussterben der Grafen von Schauenburg zu Pinneberg an den König von Dänemark, der sie in aller Weise begünstigte. 1713 überfielen sie die Schweden unter Steenbock und brannten sie fast ganz nieder. Seitdem ward sie schöner aufgebaut und ihr rasches, gedeihliches Emporblühen noch befördert durch Verleihung vermehrter Privilegien. Eine beabsichtigte Beeinträchtigung des Hamburger Welthandels konnte jedoch nie erreicht werden. Altona bleibt, so groß und bevölkert es ist, doch Hamburg gegenüber ein todter Ort. Kein Fremder bleibt in Altona, Jedermann rollt in leichter Droschke durch die schöne Bail-Maille, die Hauptstraße der Stadt, nach Hamburg, und während hier, besonders in den Sommermonaten, alle Hôtels ersten, zweiten und dritten Ranges überfüllt sind mit Fremden, ist es still in Altona, ja wird es unmöglich, ein wirkliches Hôtel zu halten!

Altona zeichnete sich, wie die Geschichte seiner Entstehung schon andeutet, von jeher aus durch religiöse Duldsamkeit. Während das rigorose Hamburg Andersgläubige mit scheelen Blicken betrachtete, herrschte und herrscht noch bis auf den heutigen Tag in Altona Religionsfreiheit. Nicht allein die verschiedenen christlichen Bekenntnisse haben hier Gotteshäuser, auch deutsche, polnische und portugiesische Juden besitzen ihre Synagogen und dürfen ungestört nach ihrer Weise Gott verehren. Der Oberrabbiner Altona's herrscht



Sander del.

Leroux sculp. Engl. Kunst Anstalt

A.H. Payne sculp.

HAMBURG.
VON DER ELBE AUS GEGEHEN

zugleich, mit alleiniger Ausnahme Glückstadt's, über sämmtliche in Schleswig-Holstein lebende Juden.

Außer mehreren Kirchen, von denen jedoch keine besonders sehenswerth ist, besitzt Altona ein Waisenhaus, zwei Krankenhäuser, ein Hebammeninstitut, ein anatomisches Collegium nebst einer Vaccinationsanstalt, ein Leihhaus, eine stattliche Bibliothek, ein Museum, ein Gymnasium und noch manche andere gemeinnützige Anstalt. Sehenswürdig und wegen seiner herrlichen Aussicht auf die Elbe auch sehr besucht ist nur der bekannte Rainvillé'sche Garten, mit dem eine eben so gute als theure Restauration verbunden ist. Hier laben und erquicken sich Fremde und Einheimische an den Reizen der Natur und den Genüssen der Küche, deren Verehrer bekanntlich in Hamburg und Altona sehr zahlreich sind. Gasthöfe sind „das holsteiner Haus“ und „der schwarze Adler“.

Altona war in früherer Zeit der Aufenthaltsort einer Menge deutscher Celebritäten, die jetzt, mit alleiniger Ausnahme des noch lebenden Statsraths Schumacher, bekannt als Astronom, verstorben sind. Die letzte literarische Berühmtheit war der seiner Zeit hochgefeierte Dichter Schmidt von Lübeck, dessen schon gedacht worden ist. Von den früher hier Lebenden nennen wir Konrad Dippel, Joh. Bernh. Basedow, Joh. Christ. Unger und Heinrich von Gerstenberg, den Dichter des gewaltigen Trauerspiels „Ugolino“.

H a m b u r g.

(Mit 3 Abbildungen.)

Wir Deutsche haben selten Ursache, stolz zu sein auf unser Vaterland, weil wir zwar wohl viele schöne Länder und Ländchen, nicht aber ein einziges, großes, starkes und im Auslande-geachtetes Vaterland besitzen. Wir sind immer klein im Großen, groß im Kleinen; wir sind Niesen im Sinnen und Denken, Zwerge im Handeln. Der Phantasiestaat Liliput könnte recht gut allenthalben in Deutschland liegen.

Dieses drückende Gefühl verläßt uns beim ersten Anblicke Hamburg's, der größten, mächtigsten, einflussreichsten Handelsstadt in ganz Deutschland, wenn nicht auf dem ganzen Continente. Es ist eine immer gährende, ewig neu sich gestaltende Welt, die alltäglich durch die gekrümmten Straßen Hamburg's fluhet. Wie die anschwellende Fluth, welche die Canäle der Stadt füllt, so strömt und wogt hier das Leben, das mit hunderttausend unsichtbaren Haken in einander greift. Der gewaltige Unternehmungsgeist der Hamburger, was müßte er leisten, wäre er nicht beschränkt auf einen kleinen, durch enge Grenzen in sich abgeschlossenen Staat! Ein einziges Deutschland würde die deutsche

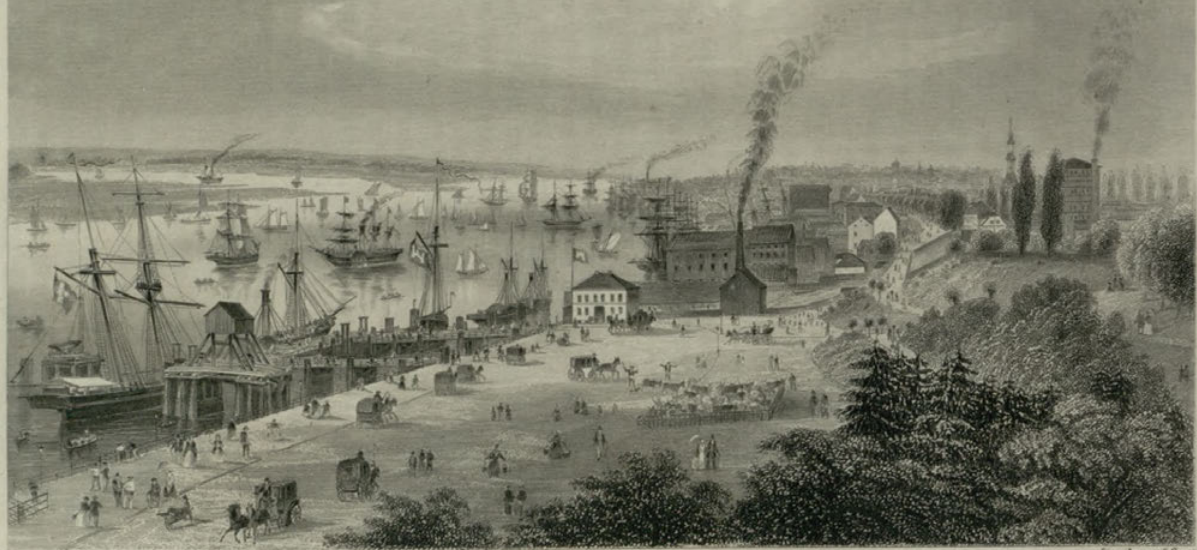
Handelsstadt Hamburg mit London concurriren machen, der für sich bestehende kleine Freistaat Hamburg kann es nicht weiter bringen, als zu einer immerhin imposanten Nachahmung der englischen Handelsmetropole.

Hamburgs Lage an der breiten und tiefen Elbe, in die hier die schiffbare Alster mündet, ist eine überaus günstige. Ein schmaleres und tieferes Strombett würde der Seefahrt allerdings noch ungleich größere Vortheile gewähren, indeß läßt sich dieser Mangel verschmerzen, da die Bewegung, welche die breite Wasserfläche durch Ebbe und Fluth erhält, reichen Ersatz dafür giebt. Mit der Ebbe segeln die seewärts gehenden Schiffe ab, während die Fluth die von See kommenden in den Hafen trägt und zugleich alle Canäle der Stadt (Fleethen) mit Wasser füllt.

Die geschichtliche Vorzeit Hamburgs kann hier nur in der Kürze berührt werden. Die Stadt entstand aus einem ärmlichen, an der Mündung der Alster zwischen dichten Waldungen gelegenen Fischerdorfe. Auf einem waldigen Anger, dem Ham, legte Karl der Große eine Burg an, um die nordischen Marken gegen die Einfälle der damals noch mächtigen Wenden zu schützen. Auch eine christliche Kirche, aus Eichenstämmen gezimmert, ward dabei erbaut.

Anfangs hatte diese erste germanische Niederlassung viel von dem Ungestüm wendischer Stämme zu leiden. Schon 810 zerstörten die Wilfen die neu erbaute Burg, zogen jedoch wieder ab, worauf sie stärker befestigt und um sie herum, da, wo sich der heutige Berg, die Schmiedestraße, Fischmarkt und Domplatz befinden, eine Art Flecken angelegt ward. An derselben Stelle baute 1037 Erzbischof Bezelin die sogenannte Wiebeburg, nördlich vom heutigen Fischmarke. Gleichzeitig legte Herzog Bernhard eine andere (die alte) Burg an, und später errichtete König Waldemar II. noch zwei Schlösser, eins in dem heute sogenannten Eichenholze, das andere bei dem Dorfe Schiffbeck. 1223 erhielt Bremen den erzbischöflichen Stuhl. (Siehe Bremen.)

Nachdem die mehrfach sich wiederholenden Einfälle der Wenden glücklich abgeschlagen und die unruhigen Zeiten und Kämpfe unter Heinrich dem Löwen überwunden waren, erkaufte sich Hamburg im Jahre 1223 vom Grafen Albrecht von Drlamünde seine Freiheit und begann sich selbstständig durch eigene Bürger zu regieren. Aus diesen ersten Anfängen bürgerlicher Regentschaft entstand später der Senat und die alte, erst durch die deutsche Revolution von 1848 erschütterte und neuerdings mehrfach modificirte Verfassung, deren ruhiges Fortbestehen bei der gegenwärtigen Unbeständigkeit aller Verhältnisse und Zustände wohl noch nicht zu garantiren sein möchte. Einen bedeutenden Antheil an der Regierung hat die sogenannte erbgesessene Bürgerschaft, die ihre Entstehung der willkürlichen Verurtheilung eines Hamburger Bürgers, Hein Brand, verdankt, welchen die Bürger gewaltsam aus dem Stadtgefängnisse (dem Winterbaume) befreiten und hierauf aus den verschiedenen Kirchspielen 60 erbgesessene Bürger ernannten, welche den Senats-



von E. Gode und J. Gode.

DIE LANDUNGSBRÜCKEN UND DIE RUBENMASCHINE IN ST. PAULI.

verhandlungen künftig beiwohnen sollten. Dies geschah um 1410. Daraus bildete sich das Collegium der Sechziger, woraus später die Hundertachtziger mit ihren 15 Oberalten entstanden.

Große Aufmerksamkeit schenkten der immer mehr zu Macht und Ansehen aufblühenden Stadt die Grafen von Holstein aus dem schauenburger Hause. Grafen dieses Hauses stifteten das Dominicanerkloster sowie das Franziscaner-Kloster St. Maria Magdalena. Auch den sogenannten Hamburger Berg, d. h. die bedeutende Fläche zwischen dem Millernthore und dem schmalen Bache, der jetzt Altona vom Hamburger Gebiet scheidet, verdankt die Stadt der Sage nach einer Schenkung des Grafen Adolph V. von Holstein, die sich die schlauen Handelsleute von dem schwachen Herrn in einer Stunde heiterer Weinlaune zu erschleichen wußten.

Theils durch Kauf, theils durch glücklich geführte Fehden gegen die räuberischen Edelleute der Nachbarschaft erwarb sich Hamburg mehr und mehr Gebiet, erweiterte die Stadt, machte die nächste Umgebung bewohnbar, legte aller Orten zweckmäßige Bauten an und sicherte besonders die niedrigen Gegenden durch Deiche gegen die Ueberschwemmungen des Elbstromes. Auf solche Weise erwarb sich Hamburg die idyllischen Ufer der Alster mit ihrer Kette heiterer Dörfer, die Katharineninsel u. s. w. Die Brooke wurden trocken gelegt und bebaut, am Ufer des Flusses aber Dämme errichtet, wodurch die jetzt noch so genannten Rajen entstanden. Die Deichstraße verdankt diesen Wasserbauten ihren Namen. Leider wollte es aber trotz aller Anstrengungen nicht gelingen, den hart am Strome gelegenen Stadttheil durch Dämme zu schützen, was denn bei hohem Wasserstande und Sturmfluthen jedes Mal ein Ueberschwenmen dieser Bezirke zur Folge hat.

Unter dem Grafen Adolph VII. von Holstein kauften die Hamburger das freundlich gelegene Cppendorf, desgleichen Billwerder und Dohsenwerder. Auch die übrigen Elbinseln kamen auf ähnliche Weise in den Besitz der betriebsamen und speculativen Handelsherren. Auf welche Weise ihnen das wichtige Amt Rizebüttel zuviel, ist schon erwähnt worden. In demselben Jahre 1420 erkämpften sie sich mit Unterstützung der Lübecker die kleine Stadt Bergedorf mit den viel genannten reichen und fruchtbaren Vierlanden (Korslak, Altengamm, Neuengamm und Kirchwerder).

So entstand aus einem Fischerdorfe eine Handelsstadt, so wurden aus armen Fischern unternehmende Kaufherren und Seefahrer. Frühzeitig schon und besonders seit den Kreuzzügen führte Hamburg auf eigenen Schiffen deutsche Producte, namentlich Leinen, Barchent, Wollenzeuge u. s. w. nach Italien und überhaupt in die großen Hafenstädte des Mittelmeeres. Als im 13. Jahrhunderte der Hansabund entstand, ward Hamburg ein thätiges Glied in dieser über Länder und Meere herrschenden Städtefette. Mit Lübeck vereint bekriegte es im 14. Jahrhundert die sogenannten Vitalienbrüder, ursprünglich Freiwillige aus Mecklenburg, welche Stockholm mit Victualien versorgten,

dann aber, durch Dänemark zersprengt, Seeräuber wurden und diesen besonders auf der Nordsee und in der Nähe Helgolands trieben. Eine Flotte, geführt von den Hamburgern Simon von Utrecht und Nicolaus Schock, umgingelte endlich die Flotte bei Helgoland, steckte sie in Brand, machte die ganze Sippenschaft mit ihrem Capitän Klaus Störtebeker aus Wismar zu Gefangenen und brachte sie nach Hamburg, wo sie allesammt, 150 an der Zahl, im Jahre 1402 auf dem Grasbrook enthauptet wurden.

Die Reformation, wie auch einige Kämpfe, die zwischen einzelnen patri- zischen Geschlechtern entstanden und sich um die Ausübung der Herrschaft handelten, störten die Ruhe der Stadt, doch nie auf lange Zeit. Wie von selbst griff Luthers Lehre Platz in der kühl verständigen Handelsstadt, und wer keinen Gefallen daran fand, dem blieb es unbenommen, auszuwandern. Auch vom dreißigjährigen Kriege, der doch das ganze deutsche Vaterland in eine halbe Einöde verwandelte, litt Hamburg nicht unmittelbar. Großes Aufsehen in dieser Zeit erregte das Erscheinen Ahasvers, des ewigen Juden, der damals aus Holland nach Hamburg kam, hier öffentlich mit Dr. Paul von Eigen disputirte und weiter nach Schleswig ging. Jedenfalls war der schlaue Betrüger ein Jude. Ihm zuerst wurde es gestattet, in Hamburg zu über- nachten, was bis dahin kein Jude hatte erreichen können, und kaum war der räthselhafte Wanderer verschwunden, da kamen Andere seines Stammes, zuerst portugiesische Juden, hinter ihm her und setzten, obwohl erst nach großen Mühen und Beschwerden, ihre Ansiedelung in Hamburg durch. Dies Zusammentreffen scheint mehr als Zufall zu sein. Jener angebliche Ahasver war vielleicht nur ein Emisjär, den man vorausschickte, um das Terrain sondiren zu lassen, und der wieder verschwand, sobald der Zweck seiner Sendung erreicht war.

Obwohl Hamburg ein sehr wichtiges Glied der Hansa gewesen war, fühlte es doch deren Verfall fast gar nicht. Während Lübeck, das Haupt des Hansabundes, durch dessen Zersplitterung sich fast verblutete, seinen Einfluß in der politischen Welt verlor und gleich andern im Mittelalter blühenden Städten verödete, stieg Hamburgs Glanz und Handelsmacht mit jedem Jahre höher. Seine Einwohner benutzten die ihnen zuströmenden Mittel, vergrößerten und verschönerten die Stadt, legten neue Straßen, Thore, Brücken und Schleußen an und gaben so dem alten Hammonia seine jetzige Gestalt. Hamburg ist heutigen Tages nicht bloß eine bewölkerte, es ist wirklich eine große, in größtem Style gebaute Stadt, die vielfach wetteifern kann mit den ersten und volkreichsten Residenzen des Continents.

Ein ärgerlicher Handel erwuchs Hamburg unter König Christian IV. von Dänemark kurz vor Beginn des dreißigjährigen Krieges. Dänemarks Könige strebten nämlich, nachdem sie Holstein erworben hatten, auch nach der Oberherrschaft über Hamburg, obwohl das Reichsgericht der Stadt längst Reichsfreiheit gegeben hatte. Um seinen Zweck zu erreichen oder doch

wenigstens den stolzen Kaufleuten möglichst viel Schaden zuzufügen, erbaute er, wie schon bemerkt, die Festung Glückstadt. Der Erfolg hat bewiesen, daß die böse Absicht den Handel Hamburgs weder vernichten noch lähmen konnte. Später, unter Christian V., brachte der Stolz zwei Hamburger, Jastram und Snitger, auf den thörichten Gedanken, ihre Vaterstadt vom Reichverbande zu trennen und eine unabhängige Republik zu gründen. Sie büßten dafür mit ihrem Leben 1686. Die Zeit der napoleonischen Kriege und Gewaltherrschaft brachte auch Hamburg 1806 in den Besitz des Eroberers und machte es vier Jahre später zu einer Stadt des französischen Reiches. Bis 1814 hatte es unter dem Druck der Franzosen furchtbar zu leiden. Davoust's tyrannische Herrschaft wird ewig fortleben in dem Andenken seiner Bewohner. Nach der Besiegung des französischen Kaisers ward die alte Verfassung wieder eingeführt, und seitdem bildete die Stadt eine der vier freien Städte des deutschen Bundes. Ob sie nach Ausgleichung der gegenwärtigen politischen Wirren und nachdem ein deutsches Gesamtreich, ein Groß- oder Kleindeutschland oder wie sonst man das Ding zu nennen gedenkt, das Diplomaten und Machthabern dunkel vorschwebt, eine deutsche freie Stadt bleiben oder in dem großen Ganzen gern oder ungern mit aufgehen wird, das wollen wir den ewigen Göttern anheimstellen.

Hamburg ist wesentlich eine kaufmännische Stadt. Kaufmännisches Interesse überwiegt hier jedes andere, weshalb denn auch Kunst und Gelehrsamkeit zwar nicht ganz fehlen, allein doch auch nie zu derjenigen Geltung gelangen können, die sie beanspruchen müssen, wenn sie wirklich gedeihen sollen. Die Musen konnten sich daher in Hamburg nie dauernd einen Tempel gründen, so oft auch Namen von großer Berühmtheit bald längere, bald kürzere Zeit daselbst lebten. Nichts desto weniger hat Hamburg Männer von bedeutendem Rufe aufzuweisen, andere lebten und starben zum Theil in seinen Mauern. Wir erwähnen unter diesen nur Hagedorn, Klopstock, Veit Weber (Leonhard Wächter) als Dichter, zu denen in neuerer Zeit noch Karl Gutzkow und Georg Schirges kamen. Der beliebte Lustspieldichter Töpfer lebt noch daselbst, Lebrun, tüchtiger als Schauspieler denn als dramatischer Dichter, starb schon vor längeren Jahren. Einen bleibenden, obschon etwas zweideutigen Namen erwarb sich der bekannte Pastor Melchior Göße durch sein zelotisches Eifern gegen die Schauspielkunst. Mit ihm brach Lessing eine Lanze, der während seines Hamburger Aufenthaltes die classisch gewordene Dramaturgie schrieb. Wichtig ward Hamburg im vorigen Jahrhundert für die Schauspielkunst, die hier unter Schröders tüchtiger Leitung eine bedeutende Ausbildung erreichte trotz aller Anfechtungen, mit denen sie von jeher zu kämpfen hatte. Als Schriftsteller von Ruf, deren Namen auch das Ausland kennt, sind zu nennen Bartels, Busch, Gurlitt, Zimmermann, Präzel, Voght, Meyer. Der noch (in Paris) lebende Dichter H. Heine ist bekanntlich ein geborner Hamburger, keineswegs aber

ein Verehrer seiner Vaterstadt und darum von dem eingefleischten Hamburger mehr gehaßt als geliebt, jedenfalls mindestens gefürchtet. Als tüchtiger Maler zeichnete sich Otto Speckter aus, der leider in sehr jungen Jahren verstarb. Die Literatur kennt seine vortrefflichen Briefe aus Italien, die er während seines Aufenthaltes in den hesperischen Gefilden an Eltern und Freunde in der Heimath schrieb.

Der Alsterfluß, der im Osten das prachtvolle, in seiner Art ganz einzige Alsterbassin bildet, scheidet die Stadt in zwei fast gleich große Hälften, in den südwestlichen und nordöstlichen Theil. Beide Hälften werden durch 11 über die Alster führende Brücken verbunden. Der nordwestliche, etwas größere Theil lehnt sich vom Baumhause bis zum Stintfange an den Hauptarm der Nordelbe. Hier befindet sich auch der Kummelhafen mit dem Niederbaume, ein Ankerplatz für Seeschiffe aller Gattungen und Größen, dessen Tiefe zur Zeit der Ebbe an den seichtesten Stellen 8, an den tiefsten bis an 30 Fuß beträgt. Ein starkes Pfahlwerk scheidet ihn ab von dem eigentlichen Strome. Des Nachts wird er durch ein schwimmendes Floß (Baum) geschlossen.

Zahlreiche Canäle (Fleethen) durchschneiden die Stadt, über welche im Ganzen 84 Brücken führen. Für den Handelsverkehr sind diese Canäle von unberechenbarer Wichtigkeit, da bei eintretender Fluth alle Güter auf großen flachen Rähnen bis dicht an die Lagerhäuser (Speicher) der Kaufleute gebracht werden können. Sonst haben die Fleethen freilich auch ihre großen Uebelstände, denn im Sommer bei großer Hitze verbreiten sie zur Ebbezeit einen pestilentialischen Gestank durch alle Stadttheile. Nur die häufigen, hier schon merklich scharfen Winde vom Meere her vermögen die Luft schnell wieder zu reinigen und machen Hamburg trotz seiner tiefen Lage und der übrigen damit eng zusammenhängenden Uebelstände im Ganzen zu einem gesunden Aufenthaltsorte, wo viele Eingeborene und Fremde, sobald sie sich an Klima und Kost gewöhnt haben, ein sehr hohes Alter erreichen.

Obwohl größere Reinlichkeit der Straßen zu wünschen und zu beanspruchen wäre, muß man doch anerkennen, daß in dem neu erbauten, durch den großen Brand 1842 zerstörten Stadttheile die musterhaftesten Anstalten zur Erhaltung der Reinlichkeit in Häusern und auf Straßen getroffen worden sind. In diesem Stadttheile ist der Boden Hamburgs eben so durchwühlt von Gräben, Abzugsanälen, Wasserleitungen u. s. w., wie der von Paris. Ein Netz oval gemauerter Cloaken (Sielen) läuft in einer Tiefe von 10 bis 34 Fuß unter den Straßen fort und führt alle Unreinigkeiten in die Fleethen. Die Gesammtlänge dieses ungeheuern Sielbaues beträgt gegen 40,000 Fuß. Die Wasser der Alster und die eindringende Fluth der Elbe spülen diese unterirdischen Gewölbe täglich aus, von denen außerdem die größeren, welche $4\frac{1}{2}$ bis 6 Fuß hoch sind, auch von Arbeitern betreten werden können. Mit diesen Sielen stehen sämmtliche neu erbaute Häuser in Verbindung, denen außerdem



H. Baxley del.

A. H. Payne sculp.

BLAINE URG.

eine vortreffliche Wasserkunst immerwährend frisches Wasser bis in die obersten Stagen Behufs der Reinlichkeit und Spülung zuführt.

Die Kopfzahl der Einwohner Hamburgs läßt sich mit statistischer Genauigkeit nicht angeben, da sie fortwährend im Zunehmen begriffen ist und in jedem Monate sich verändert. Im Jahre 1817 zählte die Stadt 111,729 Einwohner, darunter etwa 3000 Katholiken, 4000 Reformirte, 6000 Juden, 500 Mennoniten und Herrnhuter. 1845 betrug sie bereits über 150,000 und gegenwärtig darf man sie gern auf mindestens 180,000 anschlagen, wozu in den Sommermonaten ab und zu noch gegen 15,000 Fremde kommen dürften.

Hamburgs Staatseinrichtungen gestatten Jedermann persönlich freie Bewegung, was den Aufenthalt daselbst sehr angenehm macht. Niemand, als der Schurke, bemerkt irgend welche polizeiliche Ueberwachung, obwohl die Polizei vortrefflich organisirt ist und ihren Späheraugen selten ein nach Hamburg geflüchteter Gauner, Betrüger oder Dieb entgeht. Ganz besonderes Lob verdienen ferner die Feuerlöschanstalten, obwohl sie im Jahre 1842 durch ein seltsames Zusammentreffen ungünstigster Umstände sich nicht bewährt haben. Bis dahin kümmerte sich bei Feuerlärm Niemand um den Brand, als die Löschmannschaften und Feueroffizianten. Man pflegte in Hamburg zu sagen, pochend auf die anerkannten Anstalten zur Bekämpfung entstehender Feuersbrünste: erst wenn die Wand des eigenen Zimmers heiß wird, fragt man nach dem Feuerherde. Das mag jetzt wohl anders geworden sein, da der furchtbare Brand im Mai 1842 auch die Sichersten aus ihrer Sorglosigkeit aufgeschreckt haben muß.

Die Bauart Hamburgs, verbunden mit der starken Bevölkerung, begünstigt sehr das Entstehen von Bränden. Die Stadt hat daher auch wiederholt von bedeutenden Feuersbrünsten zu leiden gehabt. Nach Mittheilungen alter Chroniken soll sie zuerst 1281 ganz durch Feuer zerstört worden sein; 1589 brannte der Thurm der Nikolaikirche ab, 1672 wurden 130 Wohnhäuser ein Raub der Flammen und schon 12 Jahre später abermals 214 Gebäude. Endlich brannte 1750 die Michaeliskirche nieder. Das verheerendste Brandunglück brach bekanntlich am 5. Mai 1842 über Hamburg herein. Die Flammen wütheten beinahe volle vier Tage ununterbrochen mit steigender Heftigkeit. Bei der großen Dürre und dem heftig wehenden Westwinde war zu besorgen, daß ganz Hamburg in einen Schutthaufen verwandelt werden könnte, ja die glühende Luftsäule, die sich über der brennenden Stadt gebildet hatte, konnte bei einer Wendung des Windes sogar Altona und die nächsten Dorfschaften in Brand stecken. Der Verlust an Hab und Gut in jenen grauenvollen Brandtagen war unermesslich und schlug dem Staate tiefe Wunden, die noch heute nachbluten. Der Wiederaufbau des gänzlich zerstörten Stadttheiles machte trotz der reichen Gaben, die von Fürsten und Völkern fast aus allen Welttheilen eingingen, doch eine enorme Anleihe nöthig, welche Hamburgs

finanzieller Lage nicht zum Vortheile gereichte. Der große Brand von 1842 zerstörte drei Kirchen, das alte Rathhaus nebst den Bankgebäuden und vernichtete im Ganzen, mit Einschluß der gesprengten, 4219 Feuerstellen. Unter diesen befanden sich 1749 Häuser, 1508 Säle, 488 Buden, 474 Keller, 102 Speicher und 9 Ställe. Die Zahl der getödteten Menschen belief sich wohl auf 100, obschon officiell nur 51 als getödtet angegeben werden. 150 wurden als verwundet angeführt, doch dürfte auch diese Zahl viel zu gering sein.

Hamburg, mit Bremen und Lübeck noch ganz in der alten Hansaverbindung stehend, hält theils für sich, theils mit diesen Städten zusammen Consuln und Gesandte an gegen 30 Orten und empfängt von auswärtigen Mächten beglaubigte Geschäftsträger. Als Mitglied des deutschen Bundes stellte es bis 1848 1100 Mann Infanterie und 200 Mann Cavallerie. Für Artillerie hat Oldenburg gegen entsprechende Entschädigung zu sorgen. Hamburgs Offiziere erhalten ihre militärische Ausbildung auf der Militärschule zu Oldenburg. Außerdem besitzt Hamburg noch eine tüchtig exercirte Bürgergarde von gegen 15,000 Mann, die seit dem Brande freilich nicht mehr so gerühmt wird und so zuverlässig ist, wie früher. Beweis dafür war der verhängnißvolle 13. August 1849, wo eine Menge Bürgergardisten sich dem Böbel anschlossen und das eingerückte Corps preussischer Landwehr so schwachvoll insultirten, daß sich Preußen dadurch veranlaßt sah, Hamburg militärisch zu besetzen. Unter dieser Bürgergarde giebt es 2 Compagnien Artillerie. Ein besonderer General, früher ein Ausländer mit dem Titel Excellenz, commandirt diese respectable Macht, die sich mit alleiniger Ausnahme des erwähnten 13. August stets als tüchtig und zuverlässig erwiesen hat bei ausbrechenden Unruhen im Innern der Stadt.

Hamburgs Verfassung ist republikanisch mit einer starken Hinneigung zu aristokratischer Republik. Rath und erbgeessene Bürgerschaft üben zusammen die höchste Gewalt aus. Adel giebt es in Hamburg nicht, auch kann ein Adliger nicht Bürger werden, was sonst Jedem, der ein Gewerbe in der Stadt treiben will, gegen Erlegung der vorgeschriebenen Summe gestattet ist. Es giebt in Hamburg Groß- und Kleinbürger. Die Erwerbung des Großbürgerrechts kostet an 800 Mark Cour., die des Kleinbürgerrechts nur etwa 100 Mark. Der Großbürger hat das Recht, ein Bankfolio zu halten, was Kleinbürgern nicht gestattet ist. Juden, obwohl sie allen Schutz genießen, gehören nicht zur erbgeessenen Bürgerschaft und können keine Staatswürden bekleiden. So wenigstens war es bis zum März 1848; ob die Neuzeit, die ja auch durch die Constituante gewaltig an Hamburgs alter Verfassung und ihren vielen Mißbräuchen gerüttelt hat, diese Einrichtungen wesentlich ändern und umgestalten wird, läßt sich in diesem Augenblick noch nicht voraussagen. Im Allgemeinen hängt der besitzende Hamburger dem Alten an, mit dem er sich befreundet hat, und befindet sich trotz einer Menge Monopole und Privilegien, die sich

nur mit schwerem Gelde erkaufen lassen, ganz wohl. Blüht nur der Handel, froht nur der Hafen von Seeschiffen aller Nationen, so drückt er wegen politischer und administrativer Unzuträglichkeiten gern ein Auge zu, festhaltend an dem ächt kaufmännischen Wahlsprüche: Leben und leben lassen! —

Von welcher Seite man sich Hamburg auch nähern mag, die Stadt macht immer einen imponirenden, großartigen Eindruck. Unstreitig am großartigsten nimmt sie sich aus, wenn man von Harburg aus mittelst Dampfboot über die Elbe herüberkommt, und nun Altona und Hamburg mit dem mastenwimmelnden Hafen in eine Stadt verschmolzen dem Auge sich zeigen. Großartig ist ferner der tägliche Verkehr in Hamburgs Straßen und zwar in allen Stadttheilen. Er beginnt mit dem ersten dämmernden Morgenlicht und erstirbt erst spät nach Mitternacht. Das Fahren, Reiten, Gehen, das Gewühl geschäftig hin- und wieder hastender Menschen, das Getöse, welches die zahllosen Straßenhändler und Ausrufer machen, giebt Hamburg einen fast südlichen Charakter und zeigt aufs Deutlichste, welche ungeheuren Kräfte Tag aus Tag ein in dieser Handelsstadt thätig sind.

Ein weltberühmter Spaziergang schon vor dem Brande war der „Jungfernstieg“ am Alsterbassin oder der „Binnenalster“, nach dem Brande ist dieser Spaziergang durch die Pracht und Eleganz der ihn umgebenden majestätischen Häuserreihen noch ungleich prachtvoller geworden, und man kann mit Fug und Recht sagen, daß wenige Städte der Welt gleich Herrliches aufzuweisen haben. Edler, geschmackvoller Baustyl verbindet sich hier innigst mit größter Opulenz. Jedes Haus ist ein Palast, die langen Straßenreihen scheinen Wohnungen für Fürsten oder Millionäre zu sein. Diese reizendste Partie Innerhamburgs ist denn auch vorzugsweise der Lummelplatz aller Fremden, die täglich besuchte Promenade der schönen und eleganten Welt. Und wer möchte nicht gern hier lange Stunden weilen, am azurblauen zitternden Wasserspiegel der prachtvollen Alster, über den silberweiße Schwäne in Menge hinziehen; wo leichte, zierlich bewimpelte Gondeln nach allen Seiten hin sich kreuzen; wo Tausende geschmückter, heiterer Menschen ununterbrochen auf- und niederwogen; wo selbst des Nachts das Leben einen feenhaften Glanz erhält durch die zahllosen Gasflammen, die, so weit das Auge reicht, mit ihren spitzen, hellen Silberstrahlen die finsterste Nacht in mild leuchtenden Tag verwandeln!

Vor dem großen Brande war dies seeartige Bassin der Binnenalster, welche ein breiter Damm und die Lombardsbrücke von der dreimal größeren Außenalster trennt, nur auf zwei Seiten mit Promenaden umgeben, dem alten und neuen Jungfernstiege, jetzt sind alle drei Seiten in Spaziergänge verwandelt, die in der That ihres Gleichen in vielfacher Hinsicht suchen. Hier liegen auch die größten, elegantesten und besuchtesten Hotels, wie Hôtel de l'Europe, Streits Hotel, Hôtel de St. Petersbourg, Victoria Hotel, zum Kronprinzen, Hôtel de Russie u. a., in denen allen man vortrefflich wohnt, deren Einrichtung den Verwöhntesten befriedigt, wo man ausgezeichnet speist,

trefflich bedient wird, stets der herrlichsten Aussicht genießt, freilich aber dafür auch entsprechend hohe Preise bezahlen muß. Mit geringem Unterschiede sind die Preise in diesen Gasthöfen ersten Ranges gleich hoch, Bedienung und Zimmer in dem einen etwas besser, wie in dem andern. Als ganz ausgezeichnet und jeden Wunsch des Reisenden befriedigend sind vorzugsweise Hôtel de l'Europe und Streit's Hotel zu nennen. Sie können für wahre Musteranstalten in ihrer Art gelten.

Unter den sehenswerthen Gebäuden Hamburgs ist zuerst die neue Börse zu nennen, das Herz dieser Welthandelsstadt, wo der Kaufmann nicht bloß seinen eigenen Pulsschlag, sondern auch den von tausend Andern fühlt. Wie durch ein Wunder blieb sie während des großen Brandes unverfehrt, obwohl rings um sie herum die Flammen Alles in Asche legten.

Dies mächtige und opulente Gebäude, am Adolphsplatz gelegen, ward am 2. December 1841 dem kaufmännischen Verkehr übergeben. Sein Flächenraum beträgt 249 Fuß in die Länge, 178 Fuß in die Breite. Sie ist von allen vier Seiten durch hohe Thüren zugänglich, was bei dem großen Zudrange des Börsenpublicums zur Zeit des gewöhnlichen Besuches von Wichtigkeit ist. Der Börsenraum, wo alle Kaufherren, Makler, Schiffscapitäne Behufs des Geschäftsverkehrs täglich um 1 Uhr Mittags zusammenkommen, bildet einen Saal von 127 Fuß Länge, 69 Fuß und einige Zoll Breite und 76 Fuß Höhe, umgeben von 25 Fuß hohen Bogengängen! Sein Licht erhält dieser imposante Saal durch hohe, oben angebrachte Fenster. Der Flächenraum dieses Saales beträgt 28,000 Quadratsfuß. Mit ihm verbunden und an den Seiten des Gebäudes angebracht sind 22 Maklercomptoirs und Geschäftszimmer von verschiedener Größe. Vier Treppen, zwei größere und zwei kleinere, führen in die obere Etage. Hier läuft ein 14 Fuß breiter Corridor rund um das Gebäude, der nach dem großen Saale zu offen ist. Außerdem befinden sich daselbst noch eine Menge Säle und Zimmer für die Commerzbibliothek und Commerzdeputation, sodann kleinere Säle und Zimmer für kaufmännische Versammlungen, für Conferenzen, Auctionen, für Lectüre und Conversation. Comfort und Bequemlichkeit sind überall berücksichtigt und während des Winters, wo das Gebäude durch Lustheizung erwärmt wird, lebt man hier in einer immer angenehmen, stets sich gleich bleibenden Temperatur.

Erquicklich für's Auge ist der Anblick des neuen Schauspielhauses in der Damnthorstraße. Es ward im Jahre 1827 von einer Actiengesellschaft erbaut und gehört zu den größeren Tempeln der Musen in Deutschland. Leider ist die innere Einrichtung der gleichmäßigen Verbreitung des Schalles nicht recht günstig, woran zum Theil wohl die ziemlich weit in den kreisrunden Raum vorgeschobenen Gallerien Schuld sein mögen. Der Zuschauerraum hält 72 Fuß im Durchmesser, ist in der Mitte 60 Fuß hoch und kann, wenn er ganz gefüllt ist, etwa 2500 Personen fassen. Die Direction dieses Theaters, ehemals von Lebrun geführt, wechselte in den letzten Jahren öfters. Neuer-

dings, d. h. etwa seit einem Jahre, hat sich das Stadttheater mit dem zweiten oder Thaliatheater vereinigt, das am Pferdemarkte liegt und erst nach dem Brande entstand. Auch dies ist ein geschmackvolles Gebäude mit kreisrundem Zuschauerraume, der 1800 Menschen faßt. Beide Theater werden wie die Börse im Winter durch erwärmte Luft geheizt. Opern und größere Dramen werden im Thaliatheater nicht aufgeführt; es ist ausschließlich zur Darstellung leichter dramatischer Productionen bestimmt, mithin die eigentliche Pflegerin der Operette, des Lustspiels, der Posse, des Vaudevilles. Das Fiolitheater vor dem Steintore wird nur in den Sommermonaten geöffnet. Hier endigt die Kunst der Menschendarstellung, indem sie dem forcirten Kunststücke Platz macht. Die aufgeführten Stücke sind meistens Grobschmiedsarbeit und werden sehr drastisch gegeben. Außerdem unterhält man das sehr gemischte Publicum, das auf amphitheatralisch aufsteigenden Bankreihen unter freiem Himmel sitzt, isst, trinkt, raucht und schwagt, mit allerhand Seiltänzer- und Jongleurkünsten. Auch eine Rutschbahn fehlt nicht. Während des Winters bietet ein Gewächshaus im Fivoli, ein sogenannter Wintergarten von bedeutender Größe und einer prächtigen Orangerie dem Publicum vielfachen Genuß.

Von den übrigen Theatern in den Vorstädten St. Georg und St. Pauli ist gegenwärtig kaum zu sagen, daß sie Pflanzstätten der Kunst sind. Sie huldigen dem Geschmace des Tages, belustigen das gemischteste Publicum und erfüllen ihren Zweck in so fern, als sie den geringen Ansprüchen, die an sie gemacht werden, genügen und dabei Geld verdienen. Die vielen Bretterbottiquen auf dem Hamburger Berge, die sich ebenfalls Theater nennen und in denen täglich mehrere Male gespielt wird, sind bloße Spectakelbuden, in denen Matrosen, Arbeitsleute der niedrigsten Classe und Horden lockerer Dirnen sich ergötzen, die in diesem Reviere Hamburgs ganz besonders heimisch sind.

Eins der prachvollsten Gebäude unter den Neubauten, ja das opulenteste, geschmackvollste von allen ist der Bazar am alten Jungfernstieg. Das in der Fronte 124 Fuß breite Gebäude ist ein Durchgangshaus, das seine Rückseite der Königsstraße zukehrt. Es hat eine Tiefe von 352 Fuß. Vier Stockwerke hoch, ist sein innerer achteckiger Raum überwölbt mit einer kolossalen Glaskuppel, die 45 Fuß im Durchmesser und 99 Fuß Höhe hat. An dieses prachvolle, mit Statuen geschmückte Octogon, unter welchem sich ein enormer Kellerraum befindet, der als Restauration benutzt wird, schließt sich eine Passage an von 200 Fuß Länge, ebenfalls mit Glas überwölbt, mit geschmackvollen Statuen und einer Reihe der glänzendsten Kaufläden verziert. Alle Treppen dieses geschmackvollen Gebäudes, das seine Entstehung dem Architekten Averdief verdankt, sind von schwarz polirtem belgischem Granit. Der Plafond des Vestibules wird von dorischen Säulen getragen und ist reich casettirt. Alle Wände des ganzen Gebäudes sind mit buntem italienischem Marmor bekleidet. An den Wänden der Passage, welche das Vordergebäude mit dem Hinterhause verbindet, sind schöne korinthische Pilaster und Gesimse

angebracht. Sonderbar, daß bei so viel Glanz, Geschmack und Reichthum das Gebäude selbst doch nicht eigentlicher Sammelplatz kaufender und schauender Weltleute ist! Man findet die Passage in der Regel fast leer, und die Inhaber der Läden machen schwerlich gute Geschäfte.

Ferner gehört zu den sehenswerthen Gebäuden des neuen Hamburg das Posthaus in der Königsstraße. Zu nicht geringer Störung raschen Briefverkehrs giebt es bekanntlich in den Hansestädten eine Menge verschiedener Postämter, die zwar unter einander in Verbindung stehen, allein nur für gewisse Länderstrecken Briefe und Paquete befördern. Der Fremde zumal leidet sehr unter dieser mittelalterlichen Einrichtung, und schnelle, zuverlässige Beförderung von Briefen läßt sich damit durchaus nicht vereinbaren. Das neue Posthaus in Hamburg gewährt jetzt wenigstens einige Erleichterung, da es drei der wichtigsten Postämter, nämlich die hannoversche, die Thurn und Taxis'sche und die Stadtpost in einem Gebäude vereinigt. Das schön gebaute palastähnliche Haus in einem Style, der an die gewaltigen Bauwerke aus den Zeiten der Medici in Florenz erinnert, ist mit einem 150 Fuß hohen Thurme versehen, auf welchem der neuerdings ziemlich nutzlos gewordene optische Telegraph sich befindet, welcher vor Anlegung der elektromagnetischen Telegraphenlinien die Verbindung mit der Weser und der Mündung der Elbe vermittelte.

Unter den Kirchen Hamburgs ist die größte, mit dem höchsten Thurme geschmückte Michaeliskirche, von Sonnin erbaut, die sehenswerthe, es sei denn, daß man ihres gothischen Styles wegen die neu aufgebaute, 1842 eingeweihte Petrikirche, deren Thurm noch immer in Ruinen liegt, vorzieht. Ein sehr imposanter Bau scheint die ebenfalls im großen Brande gänzlich zerstörte Nicolaiskirche zu werden, die mit sammt dem Thurme in reinstem gothischem Geschmack wiederhergestellt werden soll. Sehr gut präsentirt sich der Thurm der Jacobskirche, während jener der Katharinenkirche wegen der um seine Spitze befindlichen goldenen Krone das Augenmerk der Fremden wird.

Alle Thürme Hamburgs sind hoch, am höchsten der schlanke Thurm der großen Michaeliskirche (546 Fuß). Aus seiner Kuppel kann man bis fast an die Küsten der Ostsee hin das Land überschauen und bei heller Luft deutlich die Thurmpyramiden Lübecks erkennen.

Anderer sehenswerthe Gebäude Hamburgs sind das allgemeine Krankenhaus in der Vorstadt, das 200 Zimmer und Säle hat, aus einem Hauptgebäude nebst zwei Seitenflügeln besteht und mit einem Kostenaufwande von nahe anderthalb Millionen Mark erbaut wurde. Die innere Einrichtung dieser wohlthätigen Anstalt gehört zu den ausgezeichnetsten, die man sehen kann. Musterhafte Ordnung und größte Reinlichkeit herrschen überall, und daß der Kranke sich hier unter sorgsammer Pflege und aufmerksamer ärztlicher Behandlung wohl befinden muß, beweist der ungemein starke Besuch der Anstalt, der sich bereits im Jahre 1825 auf 4116 Kranke belief. — Auch

das neue Waisenhaus verdient einen Besuch, ferner die Stadtbibliothek mit einem Bücherschatze von 180,000 Bänden, darunter 20,000 Dissertationen und 5000 Handschriften. Nicht zu übergehen ist das naturhistorische Museum, ausgezeichnet besonders durch seine osteologischen und ornithologischen Sammlungen, sowie durch seinen bedeutenden Schatz sehenswerther Conchylien. Die Sternwarte, auf dem alten Walle bei dem Altonaer Thore gelegen, enthält auch eine Navigationschule, die stark besucht wird.

Weit und breit bekannt in Deutschland ist das Institut der Hamburger Börsenhalle, ein Lesecabinet in größtem Style, versehen mit Zeitungen aus aller Herren Ländern und durch Einführung eines Mitgliedes derselben auch jedem Fremden leicht zugänglich. Hier vereinigt sich vorzugsweise die ganze Kaufmannswelt, um immer die neuesten Nachrichten zu erfahren, mögen sie nun rein politischer oder speciell mercantilischer Natur sein. Ein sehr gut eingerichtetes Lesecabinet besitzen auch die Herren Berthes, Besser und Mauke.

In Hamburg selbst erscheinen eine sehr große Menge periodischer Blätter, von denen einige wichtig und weit verbreitet sind, andere mehr dem bloßen Localinteresse huldigen. Zu den ersteren gehören der „Hamburger unparteiische Correspondent“, irren wir nicht, die älteste aller politischen deutschen Zeitungen. Unparteiisch ist er freilich nicht mehr, was auch nicht verlangt werden kann in so bewegten Zeitläufen, wie die jetzigen es sind. Neben ihm, ganz besonders wichtig für Kaufleute und Seefahrer und neuerdings ungleich einflussreicher, als das genannte, etwas an Altersschwäche leidende Organ, nimmt einen bedeutenden Rang in der politischen und handelspolitischen Presse Deutschlands die „Börsenhalle“ ein. Sehr verbreitet und im Geiste wahren Fortschrittes redigirt werden die „Hamburger Nachrichten“, ebenfalls ein politisches Blatt in großem Style. Der „Freischütz“ zielt oft sehr weit links, erfreut sich aber ebenfalls großer Theilnahme, nicht minder der „Hamburger Beobachter“. Beide Blätter erscheinen nur ein paar Mal die Woche und sind mehr auf Hamburg allein berechnet. Ein satyrisches Witzblatt, das häufig den Nagel auf den Kopf trifft, doch eben so häufig auch die Grenzen literarischer Wohlstandigkeit überspringt, ist der „Mephistopheles“. Ganz rand- und handlos in ihren Raisonnements, wenn schon bisweilen ergötzlich, treten neuerdings die „Reform“ und der „Grobian“ auf, beides Organe der bodenlosesten Demokratie.

Gelegenheiten, sich mit den Weltereignissen bekannt zu machen, giebt es in Hamburg eine große Menge. In jedem besuchteren Gast- und Speisehause fehlt es nie an den neuesten Hamburger und einigen auswärtigen Blättern, in Menge aber findet man Zeitungen aller Farben und in verschiedenen Sprachen in den berühmtesten Caffeehäusern, die von früh bis tief in die Nacht hinein von Fremden und Einheimischen wimmeln. Am berühmtesten, dabei durch ihre reizende Lage in guter und schlechter Jahreszeit reizende Aufenthaltsorte

sind der alte Alsterpavillon am alten Jungfernstiege, die Alsterhalle am neuen Jungfernstiege, das Thaliakaffeehaus am Alsterthore, das Theaterkaffeehaus und das Kaffeehaus bei der Börse. Die beiden erstgenannten, an dem herrlichen Alsterbassin gelegen, sind besonders stark besucht, auch von Damen. Bei heiterem Wetter kann man sich stundenlang durch bloßes Betrachten der Vorüberwandelnden, durch Beobachten des Menschen- und Wagengewühles trefflich daselbst unterhalten.

Außerhalb der Stadt am Walle liegt auf sanft ansteigender Höhe der Elbpavillon, zugleich Kaffeehaus und ein für Concerte sich eignender Vergnügungsort mit lockender Aussicht auf die belebte Straße nach Altona und den immer geräuschvollen Spielbudenplatz in der Vorstadt St. Pauli. Hier pflegt der bekannte Musikdirector Canthal häufig gut besetzte Concerte zu geben, denen es nie an Zuhörern fehlt. In geringer Entfernung von diesem Pavillon liegt unstreitig der schönste Punkt in Hamburgs unmittelbarer Nähe, die Elbhöhe oder der Stintfang. Breite Promenaden führen zu diesem mit eisernem Geländer umgürteten Plage, von dem aus man nicht bloß einen großen Theil der Stadt, sondern auch beide Elbhäfen mit ihren Hunderten von Schiffen, den breiten Strom, belebt von zahllosen Evern und Rähnen, Altona mit seinem Hasen und das gegenüberliegende hannöversche Ufer mit einem Blick übersehen kann. Dieser Wall gehört überhaupt zu den schönsten Spaziergängen und Zierden einer großen Stadt. Er ist breit, mit mannigfachen Anlagen geschmackvoll ausgestattet und umgiebt Hamburg auf der Landseite fast ganz. In früheren Zeiten diente er zur Befestigung der Stadt, wie ihn denn auch jetzt noch das Bürgermilitär zu seinen Waffenübungen benutzte.

Der eingeborne Hamburger, ganz besonders der reiche Erbgeessene besucht öffentliche Vergnügungsorte im Ganzen nicht häufig. Die Neigung zu abgefondertem Leben unter Leuten seines Standes, seines Strebens und gleicher Mittel beraubt ihn der eigentlichen geselligen Talente und verleiht ihm eine gewisse Schwere im Umgang, die für Würde gilt und immer mit großer Wichtigkeit auftritt. Für diesen Typus der reichen Erbgeessenen giebt es zur Unterhaltung, zu Lectüre und Spiel, welches letztere in Hamburg eben so viele Liebhaber findet, wie in den beiden Schwesterstädten Bremen und Lübeck, geschlossene Vereine und Gesellschaften, von denen die renommirtesten „Harmonie“ und „Erholung“ heißen. Hier erlangt kein Fremder Zutritt. Da sitzt und amüsiert sich bloß unverfälschtes Hamburger Blut, das am allerreinsten in dem sogenannten „Millionenclub“ circulirt, einem Locale am Jungfernstiege, zu dem nur Hamburger Millionäre Zutritt haben, und wo denn auch, wie sich dies von selbst versteht, im Spiele Summen gewonnen und verloren werden, die nur Millionären kein Kopfweh verursachen können.

Nicht nur unterhaltend, sondern auch belehrend für den Fremden ist der Besuch der sogenannten „Vergnügungsorte“ oder Tanzlocale Hamburgs. Feine Welt sieht man daselbst freilich nicht, dafür aber kann man Menschenkenntniß

einsammeln und tiefe Blicke thun in das Leben großstädtischer Lust und Verirrung. Locale dieser Art, gewöhnlich Salons genannt, sind das Kolosseum bei Dorgerloh auf der großen Drehbahn; Hotel de Rome auf dem Valentinscamp; Peter Ahrens in der neustädter Neustraße, und in der Vorstadt St. Pauli der große Saal des Joachimsthal's. Die Saison in diesen Salons beginnt Ende August. Herren bezahlen Entree, Damen haben freien Zutritt. Die Unternehmer versäumen nie, durch riesengroße Anschläge das Publicum dazu einzuladen, und der Andrang ist denn auch gewöhnlich außerordentlich.

Eines nicht sehr guten Rufes erfreut sich der sogenannte Hamburger Berg, jetzt officiell die Vorstadt St. Pauli genannt. Hier trieben von jeher die Matrosen aller Nationen ihr Wesen. Da nun diese Leute gewöhnlich auf keinem sehr hohen Grade socialer Bildung stehen und sinnlicher Lebensgenuß für sie die höchste irdische Seligkeit ist, wenn sie nach gefahrvoller vielmonatlicher Seefahrt wieder einmal festes Land unter ihren Füßen fühlen, so sind denn auch alle für diese Leute bestimmten Vergnügungsorte der Geschmacksrichtung derselben entsprechend eingerichtet. Auch hier bietet sich dem Fremden ein Feld der Beobachtung dar, wie andere Städte nicht besitzen. Nur möchte es nicht gerathen sein, diese Höllen ohne Begleitung zu betreten, da Gott Bacchus mit Satan sich gewöhnlich verschwifert hat und beide im Verein sehr dämonischer Natur zu sein pflügen. Um aber den Himmel und ein vernünftiges Leben recht lieb zu gewinnen, ist es ganz rathsam, einmal in diese von Tanzgewühl und wüstem Lärm durchrauten Höllen einen Blick zu werfen.

Zur Erleichterung des Verkehrs innerhalb der Stadt und mit Altona giebt es eine große Menge Droschken und Omnibus. Die Droschken sind meistens elegante Wagen, die ihre Halteplätze an den Thoren, am Jungfernstiege und auf allen größeren Plätzen haben. Obwohl die Droschkenführer eine Taxe besitzen, bekommt man dieselbe nur selten zu Gesicht. Der Fremde muß daher wohl auf seiner Huth sein, denn bei aller Gutmüthigkeit weiß der Hamburger Droschkenlenker doch unter Umständen auch sein Profitchen zu machen. Für eine Fahrt innerhalb der Stadt, die keine halbe Stunde dauert, hat die Person $\frac{1}{2}$ Mark oder 8 Schillinge zu bezahlen, die halbe Stunde kostet 10 Schillinge, die ganze Stunde 1 Mark. Nach Altona bis Ende der Königsstraße hat man 12 Schillinge zu erlegen, weiter, z. B. bis an den Bahnhof, 1 Mark. Fährt man aber vor 7 Uhr Morgens aus Hamburg nach Altona, etwa zum Bahnhofs, so muß man einen halben Thaler bezahlen. Am bequemsten sind die Omnibus, die ununterbrochen, d. h. alle Viertelstunden, zwischen beiden Städten und innerhalb derselben hin und wieder fahren. Eine solche Fahrt wird à Person mit 4 Schillingen bezahlt.

Ueber den Verkehr zu Wasser lassen sich zuverlässige Angaben nicht machen, da hier in neuester Zeit häufig Veränderungen vorgekommen sind und fast in jedem Vierteljahre wieder vorkommen. Der Fremde thut am besten, bei seiner Ankunft in Hamburg sich gleich eine Liste der Dampfbootsverbin-

dungen geben zu lassen, wie sie im Augenblick gerade besteht. Nach Harburg gehen täglich mehrmals Dampfboote ab, die mit den dort ankommenden Eisenbahnzügen correspondiren. Im Sommer gehen wöchentlich zweimal (Mittwochs und Sonnabends) Dampfschiffe nach Helgoland, desgleichen wird die Verbindung mit Holland, Belgien, England, Frankreich, Dänemark und Schweden durch regelmäßig abgehende und kommende Dampfschiffe aufrecht erhalten, dem sich neuerdings ein direct nach den nordamerikanischen Freistaaten gehendes Dampfboot angeschlossen hat. Im Ganzen mag sich jetzt die Zahl der mit Hamburg und den genannten Ländern correspondirenden Dampfschiffe auf ungefähr 40 belaufen, unter denen sich mehrere Schraubendampfboote befinden.

Eine Gesellschaft Engländer besorgt den Postverkehr zwischen Hamburg und London, indem sie wöchentlich zweimal von beiden Orten Schiffe abgehen läßt. Die Fahrt auf Hull und von dort nach Hamburg liegt in den Händen hanseatischer Unternehmer. Dieser Verkehr beginnt regelmäßig zu Anfange März jedes Jahres und endigt Anfang November. —

Bietet Hamburg mit seinem nie ruhenden Treiben, seinem Menschengewühl, seinem eben so interessanten als unterhaltenden Leben am Hasen dem Fremden ein Schauspiel dar, das zu betrachten so leicht Niemand müde wird, so sind die Umgebungen der reichen Handelsmetropole nicht minder anmuthig und sehenswerth. Berge freilich giebt es außer den bewaldeten Höhen bei Blankenese hier nicht. Dafür durchschneiden überall blauschimmernde Wasserarme die fruchtbare, mit herrlichem Laubholz geschmückte Gegend. Die verschönernde Hand des Menschen hat auch nicht unterlassen, an sich schon einladende lauschige Plätze durch lockende Anlagen noch reizender zu machen. Kaum giebt es irgendwo in deutschen Landen eine solche Menge geschmackvoller Landhäuser, als in den Umgebungen Hamburgs. Blumengärten und Parkanlagen in englischem Styl umschließen fast alle. In diese reizenden Einsamkeiten zieht sich nach vollbrachtem Tagewerk der Kaufmann zurück, um die Gaben Mercur's im Schooße seiner Familie und vertrauter Freunde sorgenlos zu genießen. An den herrlichen Ufern der blauen Alster, am Strande der Elbe, in den umbüschten Wiesengeländen der Hauptstraßen nach Holstein reihet sich Villa an Villa, eine immer schöner und malerischer als die andere, im Innern versehen mit allem nur erdenklichen Comfort des Lebens. Diese Landhäuser nur im Vorübergehen zu betrachten, ist schon Genuß und gereut sicher keinen Fremden. Zugleich hat derselbe dabei die beste Gelegenheit, die nächsten viel besuchten Vergnügungsorte, wie *Harvstedde*, *Eppendorf*, *Glücksbühl* u., zu betreten. Auch *Wandsbeck*, der viel genannte Ort des seiner Zeit berühmten „Wandsbecker Boten“ *Asmus (Claudius)*, kaum eine Meile von Hamburg entfernt, ist eines Spazierganges werth.

Eigenthümlich als Land und seiner Bewohner wegen sehenswerth sind die sogenannten *Vierlande*, die wir oben schon erwähnt haben. Es sind

dies vier reichbegüterte Kirchspiele, auf unermesslich fruchtbarem Boden zwischen Elbe und Bille oberhalb Hamburgs gelegen. Gewaltige Deiche schützen die blühenden Ortschaften gegen Ueberfluthungen der Elbe. Aus diesen Vierlanden erhält Hamburg fast all seine trefflichen Gemüse, besonders eine Unmasse Erdbeeren, die in dem fetten Boden unglaublich gedeihen. Die Bevölkerung trägt noch bis auf den heutigen Tag eine von uralten Zeiten her stammende Nationaltracht, die gar nicht übel aussieht. Sie gleichend im Schnitt, unterscheidet sich die Tracht jeder einzelnen Ortschaft von der andern durch ihre Farbe, die hier braun, dort krapproth, am dritten Orte hellroth und am vierten dunkelroth ist. Am auffallendsten ist der breite, runde, einem Rade ähnelnde Hut der Vierländerinnen, der die meistentheils frischrothen Gesichter halb beschattet. Die Aermere kommen zu Hunderten nach Hamburg, um als Obst- und Blumenverkäuferinnen sich ihr Brod zu verdienen.

Am Schlusse dieser kurzen Schilderung sei noch der wunderlichen Tracht gedacht, deren die Diener des Senates sich bedienen. Sie führen den Namen „reitende Diener“ und kleiden sich je nach dem Geschäft, das ihnen eben obliegt, verschieden. Im Ganzen führen sie fünf Trachten. Als eigentlich „reitende Diener“, also zu Pferde, erscheinen sie in einem gelben Reiter-Collet mit Säbel und Carabiner und bilden gleichsam die Leibgarde des hohen Senats. Versehen sie das Amt der Leichenträger, so gehen sie gar stolz und tröckerlich in schwarzer altspanischer Tracht und runder Perücke einher. Die Herren Bürgermeister begleiten sie angethan mit blauen silberbetreften Mänteln. Geben sie Leichenbitter ab, so genügt ihnen der einfache schwarze Frack, sollen sie aber Verkündiger neuer Freuden, d. h. Hochzeitbitter sein, so knöpfen sie ihre Leiber in silberbesetzte Fracks und führen Claque und Degen.

Alphabetisches Verzeichniß.

- Alfersum** 50.
Altona 72. 74.
Amrum 49.
Apelland 46.
Archsum 57. 62.
Außenbeiche, die, 68. 70.

Bergeedorf 77.
Billwerder 77.
Blankenese 73.
Boldixum 50.
Borkum 15.
Braderup 57. 63.
Braderuphaide 57. 62.
Brake 10.
Bredstedt 66.
Bremen 1.
Bremerhaven 3. 7.
Brönshooge 63.
Burgsum 50.

Cuxhaven 68. 71.

Dagebüll 50.
Dicksand 71.
Dithmarschen 69.

Eiderstedt 66. 69.
Eimsbüttel 90.
Eppendorf 77. 90.

Fehmarn 53.
Föhr 48. 51.
Fort Wilhelm 9.

Geest 9.
Glücksstadt 72. 79.
Gröde 46.
Gurtbrönshoog 63.

Habel 46.
Halligen, die, 44.
Hamburg 75.

Hamburgerhallig 46.
Hamilton-Point 31.
Harvstehude 90.
Hastedt 3.
Heide 69.
Helgoland 15. 19. 22. 68. 71.
Helgolander Düne 32.
Helgolander Lootsengespräch 38.
Hilligenhooge 62.
Hilligenört 63.
Höntje 63.
Hooge 51.
Hörnum-Obde 58. 59.
Hoyer 55. 65.
Hündshoog 63.
Husum 68.
Hylgenhydersyl 19.

Junggatt 31.

Kampen 57. 61.
Keitum 57.
Kingshooge 62. 63.
Krethenjacobsthal 60.

Kist Brönshoog 63.
List 57. 59. 61.
Lister Tief 62.
Lunden 69.

Marne 69.
Marschen, die, 65.
Meltdorf 69.
Miblum 50.
Möhrmergatt 31.
Morsum 56. 57. 62.
Morsum Kliff 57.

Neuwerk 68. 70.
Niblum 50. 52.
Nienstedten 73.
Norddeich 19.

Norberney 18.
Nordmarsch 46.
Nordstrand 45. 69.
Nordstrandischmoor 46.

Ohsenwerder 77.
Oland 46.
Oldenoge 15.
Olbsum 50.
Osterende 57.
Osterlandföhr 49.
Otensen 73.
Ovenum 50.

Pestworm 45. 69.

Pantum 57. 61.
Ripen 49. 57.
Rizebüttel 72. 77.
Romde 49.
Rothe Kliff, das, 61.

Scharhorn 71.
Schellhorn 57.
Sönderende 57.
Süderdithmarschen 66.
Sylt 49. 51. 55.
Sylter Dünen 58. 59.

Thinghooge 62.
Tinum 57. 62.
Tönningen 69.

Vegeack 3.
Vierlande 77. 90.

Wandsbeck 90.
Wangeroge 14.
Westerland 57.
Westerlandföhr 49.
Winningstedt 57. 61.
Wrixum 50.
Wyck 49. 50. 55.

28384

